

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339342](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339342)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Eine gute Tochter.

Zur Zeit der langen und blutigen Kriege, welche Frankreich, unter Napoleons gewaltiger Herrschaft, während der ersten fünfzehn Jahre dieses Säculums führte, stockten Handel und Gewerbe, und die Noth stieg noch höher, als jegliche Verbindung mit England abgeschnitten wurde, das Frankreich früher mit Waaren und Produkten aus weitentlegenen Welttheilen versorgte. Tausende verarmten, viele Kaufleute geriethen in große Verlegenheit und sahen sich gezwungen ihre Zahlungen einzustellen oder, wie man gewöhnlich sagt, Bankrott zu machen.

Unter vielen andern, verlor auch Mortier, ein angesehenener Kaufherr in der alten Krönungsstadt Rheims, hiedurch bedeutende Summen, und war oft nicht im Stande, zur bestimmten Zeit, die schuldigen Zahlungen für bezogene Waaren zu leisten. Mit dem Bewußtsein, nicht durch eigene Schuld in diese bedrängte Lage gekommen zu sein, reiste er nach Paris, um dort zu versuchen, ob nicht mehrere Gläubiger zu bewegen wären, ihm einen Theil der Schuld zu erlassen oder doch, wenigstens, längere Termine zu gestatten. Solches gelang ihm, aber leider nicht bei allen. Einer der großen Kaufleute, dem er eine starke Summe schuldete, blieb taub für all sein Bitten und Flehen und behandelte ihn mit grausamer Strenge.

Dieser unerbittliche Kaufherr war, vor kurzem erst, von einem treulosen Schuldner auf die schändlichste Weise hintergangen, und dadurch argwöhnisch geworden, und hatte daher fest beschlossen, mit der äußersten Strenge gegen alle seine Schuldner zu verfahren. Er drang darum auf unverzügliche Bezahlung, welche Mortier unmöglich leisten konnte, und ließ ihn unerbittlich verhaften und ins Schuldgefängniß führen.

Als diese betrübende Nachricht, gleich einem Blitzstrahl aus heiterer Luft, nach Rheims gelangte und des armen Gefangenen ganze Familie in die größte Bestürzung und Trauer versetzte, wurde die älteste Tochter, Abeline mit Namen, ihr rettender Engel. Ganz durchdrungen von kindlicher Liebe zu ihrem unglücklichen Vater, wollte die fromme, milde Jungfrau Alles was sie besaß, ja, ihr Leben selbst, hingeben, um den theuern Gefangenen zu befreien. Mit kindlichem, innigem Gebet zu Gott begann sie das edle Werk, und ihr hochsinniges Unternehmen gelang.

Der treue und gnädige Vater im Himmel war mit ihr!

Unter dem Vorgeben, dem lieben Papa Wäsche und Kleidungsstücke ins Gefängniß zu bringen, erhielt Abeline die mütterliche Erlaubniß, nach dem dreißig Stunden entfernten großen Paris zu reisen, und da just ein Freund des Hauses, wichtiger Angelegenheiten wegen, sich auch dahin begeben wollte, so räumte er ihr gern und willig einen Platz in seinem Wagen ein. Eisenbahnen, diese so schnelle Reisegelegenheit, gab's dazumal noch nicht. Heimlich nahm Abeline all' ihre Kostbarkeiten, Schmuck, Uhr, Silbergeschmeide, und ihr seit mehreren Jahren zurückgelegtes Spargeld mit.

In der volkreichen Hauptstadt des Landes glücklich angekommen, begab sich die muthige Jungfrau sogleich zu dem Kaufherrn, welcher so hart und unerbittlich verfahren war gegen ihren lieben Vater. Mit eindringlichen, berebeten Worten flehete sie um Schonung und Nachsicht für den der Freiheit Beraubten, der ja so ganz ohne seine Schuld in die Unmöglichkeit versetzt worden, zu rechter Zeit seine Gläubiger zu befriedigen. „Haben Sie Mitleid, Herr,“ bat die gute Tochter, „mit meinem unglücklichen Vater! Haben Sie Mitleid mit unserer theuern Mutter und mit uns armen Kindern, denen Sie den Ernährer entreißen! Bitte, rufen Sie unsern guten Vater aus der Fast zurück! Bedenken Sie, Herr, daß Sie einen rechtschaffenen Mann quälen und beschimpfen, der, wenn die Zeitumstände günstiger sich gestalten, gewiß ehrlieh und redlich seine Schuld abtragen wird! —“

Sodann breitete die unerschrockene Abeline die mitgebrachten Kostbarkeiten, sammt dem Spargeld, auf dem Tische aus, und fuhr tieferührt und herzwinnend fort: „Hier trage ich indessen einen Theil der Schuld im Namen meines unglücklichen Vaters ab; es ist Alles was ich besitze und was ich mir lange Zeit hindurch erspart habe. Was noch an der schuldigen Summe fehlt, will ich bereitwillig in Ihrem Hause abverdienen, lieber Herr. Ich gebe mich gerne als Unterpfand für meinen theuern Vater hin; weisen Sie mir nur einen Platz an und Arbeit, die meinen Kräften und Kenntnissen angemessen ist. Treulich und eifrig will ich Ihnen dienen, nur bitte ich, schenken Sie dem Gefangenen die Freiheit; geben Sie ihn meiner Mut

ter, meinen vaterlosen Geschwistern wieder! Ich will in Ihrem Dienste bleiben, bis mein Vater die Schuld gänzlich abbezahlt hat und gern das mir zukommende Gehalt auf Abschlag zurücklassen. Ein Dienstmädchen verdient freilich nicht viel! Aber Sie werden sehen, lieber Herr, wie sehr ich für Ihren Nutzen besorgt sein will. Keine Arbeit, auch nicht die niedrigste, werde ich scheuen, denn es geschieht ja für meinen guten Vater, dem ich so unendlich viel zu danken habe!“

Still und aufmerksam hatte der Handelsherr zugehört; seine strengen Züge klärten sich auf und Thränen traten ihm ins Auge. Weichgestimmt sagte er: „Eble, brave Tochter, Sie haben mein hartes Herz besiegt durch Ihre von heiliger Kindesliebe eingegebenen Worte! Ihr Vater soll wieder frei sein! Sie aber müssen noch einige Zeit in meinem Hause bleiben, damit ich Ihr vortreffliches Herz und alle Ihre guten Eigenschaften näher kennen lerne. Sie sind ein Engel, den Gott mir zugesandt hat, um mich von meiner Härte zurückzubringen, welche ein verschmitzter Betrüger in mein Herz verpflanzt hat. Eilen Sie, meine Liebe, zu Ihrem Vater und kündigen Sie ihm seine Freiheit an: Kommen Sie aber bald wieder zurück, versteht sich, in seiner Begleitung, um längere Zeit in meinem Hause zu verweilen.“

Rasch schrieb der Kaufherr einige Zeilen an den ihm bekannten Direktor des Schuldgefängnisses, und trug dann einem seiner Angestellten auf, Abeline dorthin zu begleiten.

Der Vate verzichtet darauf, der guten Tochter selbigen Entzücken und des Vaters tiefe Rührung zu beschreiben bei der unverhofften Kunde der Befreiung. Ungefäumt eilten Beide zu dem Kaufherrn, der freundlich und wohlwollend sie empfing.

„Bevor wir weiter von Abtragung der Schuld sprechen,“ sagte er lächelnd zu Vater Mortier, „muss ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihre hochherzige, edle Tochter beim Wort zu nehmen. Sie hat sich für Ihre Freilassung verbürgt und verbindlich gemacht, eine Zeit lang in meinem Hause zu bleiben. Aber durchaus nicht als Dienstmädchen, wie sie sich angeboten hat, sondern als willkommene Freundin soll sie behandelt werden, mit der ich wichtige und gute Absichten vorhab. Sobald die Probezeit vorüber ist, dann wollen wir sehen, auf welche Weise die Schuld am leichtesten abgetragen werden kann. Fräulein Mortiers Schmucksachen bleiben in meinen Händen; es ist möglich, daß sie nicht mehr daheim denz benöthigt sein wird.“

Wohl klangen diese letzten Worte gar geheimnißvoll, und Vater und Tochter wußten sie nicht zu deuten, doch verursachten sie ihnen nicht die geringste Unruhe und Sorge.

Abeline blieb also zurück in Paris, und unter den besten Segenswünschen seiner guten Tochter kehrte der Vater in die Heimath zurück, woselbst ihn die Seinen mit Freuden und Jubel empfangen. Nach alle dem was der Vater ihnen erzählte, wegen des Zurückbleibens der ältesten Tochter, hatten sie keinerlei Ursache sich darüber zu grämen.

Fräulein Mortiers vortreffliche Eigenschaften zeigten sich im vollsten Glanze in dem Hause des Kaufherrn, welcher, gleich von vornherein, eine hohe Meinung von ihr gefaßt hatte, und bald war sie, wie ein Kind des Hauses, allgemein geliebt und hochgeachtet. In den Augen des Kaufherrn galt sie als ein nach Geist und Herz gebildetes, arbeitsames, häusliches und bescheidenes Mädchen, welches durch zuvorkommende Gefälligkeit und herzliche Gemüthlichkeit allseitige Zuneigung sich zu erwerben wußte.

Jetzt aber kommt noch das Wichtigste. Der reiche Großhändler hatte einen Sohn, den er eben als Handelsgenossen annehmen und eine brave Gattin geben wollte. Gleich bei der ersten Unterredung mit seines verhafteten Schuldnere Tochter, keimte der Gedanken in ihm auf, die göttliche Vorsehung habe ihm dieses Mädchen zugesendet als künftige Sohnsfrau, denn, dachte er, eine Tochter, die so viel für ihren Vater zu thun vermöge, müßte auch eine treffliche Gattin werden. Deshalb eben hatte er die musterhafte Abeline in seinem Hause zurückbehalten, um genauer und gründlicher noch sich überzeugen zu können von ihrem inneren Werthe. Mit jedem Tage lernte er die edle Jungfrau näher und näher kennen, und immer mehr und mehr verstärkte sich der gute Eindruck, den er gleich zu Anfang erhalten.

Auch auf den Sohn des Kaufherrn wirkten Abelines vortreffliche Eigenschaften, ihre Anmuth und körperliche Schönheit tief ein, und er glaubte fest, daß er mit einer solchen lieben und holdseligen Lebensgefährtin glücklich sein würde. Abeline fühlte sich ebenfalls zu dem wohlgebildeten, liebenswürdigen Jüngling mächtig hingezogen, und so näherten sich die Herzen der jungen Leuten immer mehr und inniger, was der beobachtende Vater mit stillem Vergnügen bald bemerkte.

Kaum ein Monat war so vergangen, und schon waren die Dreie ganz einig. An der Einwilligung der lieben Eltern in Rheims, glaubte man nicht

zweifeln zu dürfen, welche auch nicht lange auf sich warten ließ.

Nach Verlauf von sechs Wochen schon, wurde die Hochzeit gefeiert, und der Segen geliebter Eltern begleitete das junge, frohgestimmte Ehepaar auf der neubegonnenen Lebensreise.

Natürlich war jetzt auch die verhängnißvolle Schuld, welche Vater Mortier ins Gefängniß, die Tochter aber in eine angesehenere, lebenswürdige Familie gebracht hatte, so gut wie getilgt. Von einer Bezahlung derselben war keine Rede mehr, wohl aber unterstützte der wackere Kaufherr in Paris denjenigen in Rheims durch namhafte Zuschüsse, mit welchen er seine übrigen Gläubiger vollends befriedigen und seinen Handelskredit wieder herstellen konnte.

Als der im Jahr 1815 geschlossene Friede den Geschäften ringsum wieder neues Leben gab, stand auch Vater Mortiers Handlung in neuem und blühendem Aufschwung da. Aus zwei Familien, die sich, während etlicher Wochen, feindselig gegenüber gestanden, war, durch eine herzliche Zuneigung, nur Eine geworden. Adeline lebte mit ihrem, so wunderbar ihr zugeführten Gatten, in der glücklichsten Ehe, als wackere und umsichtige Hausfrau von Jedermann geschätzt und hochgeachtet. Ihre Eltern stellten sie ihren andern Kindern zum nachahmungswürdigen Muster dar, und priesen dankbar den göttigen und allweisen Lenker der menschlichen Schicksale, der ihr schweres, unerschuldetes Leiden in hohe Lust und Freude gewendet und einen Rettungsendel ihnen gegeben hatte in Adeline, ihrer guten und frommen Tochter.

Sonderbare Drohungen.

Ein Edelmann, — 's ist schon etwas lange her, — machte eine Reise, mittelst Poststationen, und ließ sich, um sicherer zu sein, von seinem alten treuergebenen Diener begleiten. Von einer Station zur andern mußte während der Nacht gefahren werden, und die Straße führte da über eine Brücke, von welcher der Edelmann wußte, daß sie in sehr haufälligem Zustande und deswegen Gefahr bei der Uebersahrt zu befürchten war. Er gab daher dem Bedienten, dem wachsamem Klaus, den Befehl, ihn, falls er einschlafen sollte, bei der Uebersahrt, die lebensgefährlich werden könnte, aufzuwecken, was der Klaus sich hinter's Ohr schrieb.

Als nun aber der Postwagen an die gefährdete Brücke kam, schlief sein Herr so ruhig und fest, daß der gute Bursche es nicht über's Herz bringen konnte ihn wach zu rufen. Glücklicherweise

Klaus und Reiter, die Kutsche und die Reisenden über die gefährliche Stelle.

Bald darauf erwachte der Edelmann von selbst, rieb sich die Augen, dehnte und streckte sich und fragte: „He, Klaus, kommen wir bald an die haufällige Brücke?“

„Wir sind schon darüber weg, gnädiger Herr!“

„Wie, was! und du hast mich nicht geweckt, wie ich's dir doch befohlen hatte!“ zürnte der Edelmann.

„Ich getraute mir nicht, Euer Gnaden in dem guten und festen Schlaf zu stören,“ entschuldigte sich der Diener.

„Nun, Bursche, du kannst dich darauf verlassen, daß, wenn ich in's Wasser gestürzt und ertrunken wäre, ich dir auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf gefagt hätte!“

„Dann aber, gnädiger Herr, wäre ich auch keinen Augenblick länger in Ihren Diensten geblieben! Sie können sich auch Ihrerseits ganz sicher darauf verlassen!“

Der Traum der Bettlerin.

Ein englischer General, der in einer kleinen Stadt die Garnison befehligte, wurde fast täglich, so oft er mit seiner Gattin zu einer Spazierfahrt in den Wagen stieg, von einer alten, zu bringlichen Bettlerin mit Bitten bestürmt, die jedesmal einen andern Beweggrund vorbrachte, um ein Almosen zu erhalten.

Eines Tages rief ihm das Bettelweib mit ausgestreckter Hand zu: „Vorige Nacht hab ich geträumt, daß Euer Gnaden mir ein Pfund Tabak und die Frau Generalin ein Pfund Thee schenken würden. Gott woll's vergelten!“

„Wißt Ihr denn nicht, gute Frau,“ meinte der General, „daß Träume gewöhnlich just das Gegentheil bedeuten?“

„Ganz richtig!“ antwortete die Bettlerin. „Euer Gnaden werden mir also den Thee und die Frau Generalin den Tabak schenken.“

Diese Zungenfertigkeit gefiel dem General und das alte Weib erhielt lachend ein reichliches Almosen.

Unüberlegt.

Einer von denjenigen, die überall drein sprechen wollen, ohne etwas zu verstehen, wurde, um ihn auf die Probe zu stellen, gefragt: „Ob ihm die Sonne oder der Mond entbehrllicher schiene?“ Ohne Bedenken gab er die unüberlegte Antwort: „Natürlich ist die Sonne entbehrllicher, denn bei Tage ist's ja ohnedieß helle.“

Die Pantherhöhle.

(Mit einer Abbildung.)

Lieber, geneigter Leser, der du zur rauhen Winterzeit daheim am warmen Ofen sitzt und nach dem Feierabend beim traulichen Lichtscheine den Kalender zur Hand nimmst, die Bilder und Bildchen beschaust und, wenn's dir eben drum ist, auch darin zu lesen anfängst, erlaube dem Boten, daß er dir eine jener grausigen Geschichten erzähle, welche Niemand lieber liest als derjenige, welcher sich im gemüthlichen Stübchen, im Kreise der Seinen, der größten Sicherheit und Behaglichkeit bewußt ist. Versetze dich mit dem Erzähler nach dem westlichen Theile des Staates Florida in Nordamerika, dort wo der Fluß Bayou Manlatte, welcher sich in die herrliche Bucht von Pensacola ergießt, ungefähr zwanzig bis vierundzwanzig Stunden oberhalb seiner Mündung eine bedeutende Krümmung macht. Dort standen auf einer kleinen Pflanzung am Saume des dichten Urwaldes, der in jenen Gegenden vor etlichen Jahren noch allenthalben die Flußufer begrenzte, zu Anfang der dreißiger Jahre, mehrere armselige Blockhäuser, bewohnt von rührigen, kühnen Ansiedlern aus den nördlichen Staaten, welche hieher gezogen waren, um auf den Grassluren oder Savannen in der Nähe der Flüsse Viehzucht zu treiben. Schon seit einigen Wochen hatten diese Kolonisten bemerkt, daß beinahe allnächtlich ein Stück Hornvieh oder eine Ziege aus der kleinen Herde, die ihren ganzen Reichthum bildete, auf eine geheimnißvolle Weise verschwand, und zwar so, daß man nicht einmal ein Ueberbleibsel von den geraubten Thieren auffand. Dagegen ward der Hirte, welcher mit dem seiner Hut anvertrauten Vieh draußen auf der Savanne übernachtete, zuweilen durch einen fürchterlichen, halb menschenähnlichen Schrei aufgeschreckt, der dann gewöhnlich das Anzeichen war, daß die Herde am folgenden Morgen um ein Stück sich vermindert habe.

Just um diese Zeit kamen zwei Männer aus Kentucky und Virginien, — tüchtige Schützen und dem Wildwerk leidenschaftlich ergeben, dem zu Liebe sie allein die Reise nach den Wäldern und Sumpfwildnissen des Südens angetreten hatten, — nach dieser Niederlassung. In der Nacht vor ihrer Ankunft war abermals ein Kalb aus einer Hürde geraubt worden, ganz in der Nähe eines der Blockhäuser, und auf dem Boden konnte man nicht nur die deutliche Spur von dem Thiere sehen, das nach einem entfernten Sumpfbüschel geschleppt worden war, sondern auch die Fährten

des Raubthieres, welches seine Beute fast zwei englische Meilen auf solche Weise fortgezerrt hatte. Diese Fährten erwiesen sich unverkennbar als die eines großen Kaguars oder Panthers, wie der Nordamerikaner dieses gewaltige Thier nennt, das zum Raubgeschlechte zählt. Kaum hatten die beiden fremden Waidmänner diesen Umstand erkundet, so beschloßen sie Jagd zu machen auf den frechen, nächtlichen Räuber, und durch dessen Erlegung sowohl die Waldbesichtigung von ihrem Plagegeiste zu befreien, als auch, wo möglich, neuen Ruhm und neue Lorbeeren für ihr abenteuerliches Jägerleben zu sammeln.

Nachdem die beiden geübten Schützen einen tüchtigen Imbiß eingenommen und sich von der Strapaze des Morgenrittes etwas erholt hatten, luden Tom und Ned, — so hießen sie, — ihre Büchsen und Pistolen, prüften die Schneide ihrer stattlichen Jagdmesser, und schlugen dann sogleich die Fährte des Panthers ein, die sie bald an den Saum eines umfangreichen Sumpfes, in der Landessprache Bayou-Manlatte-Swamp genannt, brachte, wo ein beinahe undurchdringliches Dickicht von Cypressen-, Lorbeer- und Teibäumen, Magnolien, Schilfrohr, wilden Weinreben und Schlingpflanzen aller Art, einen Flächenraum von mehr als tausend Morgen bedeckte. Der Boden zittert und weicht in diesem Sumpfe unter dem Schritte des Menschen, und das dicke Laubwerk der mit einander verschlungenen und beinahe verfilzten Baumtronen und Schlinggewächsen hüllt diese Wildniß, selbst am hohen Mittag, in schaurige Dämmerung, also daß es nicht zu verwundern ist, wenn den beiden Jägern der Puls etwas rascher und das Herz etwas lauter schlug, als sie aus dem hellen Lichte des Tages und der drückenden Hitze der grasigen Ebene, der Savanne, um diese Mittagsstunde in der Wildniß kühlen Schatten traten, wo nur Raubgethier aller Art eine willkommene Heimath suchet. Die ungeschlachten Formen der krokodilartigen Alligatoren waren auch die ersten lebenden Wesen, welche den beiden Jägern zu Gesicht kamen, als sie auf einem schmalen Pfade, einer Wildbahn, in die Dämmerung des Sumpfwaldes eindringen. Allerding's wichen die Alligatoren scheu vor den beiden Schützen aus, allein diese mußten gleichwohl auf ihrer Hut sein, um den klagähnlichen kriechenden Ungethümen nicht allzu nahe zu kommen, denn wehe demjenigen, welcher sich in den Bereich ihrer gewaltigen Schweife wagt, durch deren sicheren wuchtigen Streich dieselben ihre Beute im Nu, und ohne sich von der Stelle zu rühren, in die Bisweite ihrer ge-



Die Pantherhöhle.

fährlichen Kinnladen bringen! Vor den Bären, welche ihnen etwa begegnen würden, war den beiden Männern weniger bange, denn sie hätten denselben mit großem Behagen einige von den Kugeln auf den Pelz gebrannt, welche sie für den Panther bestimmt hatten.

Die beiden Waidmänner mochten ungefähr tausend Schritte weit in den Forst eingedrungen sein, als sie zu einer kleinen hügelartigen Erhöhung gelangten, wo die Bäume wieder auseinander standen und mitten auf einer kleinen Lichtung der halb aufgefressene Körper des armen geraubten Kalbes lag, und zwar ganz so, als ob diese Beute eben erst von den Räubern verlassen worden wäre, die sich daran gütlich gethan hatten. Der Boden war rings umher mit Knochen dicht besät, sämmtlich ganz rein abgenagt, und die Jäger drangen daher sehr schein und vorsichtig weiter und späheteten nach den Raubthieren, welche sie offenbar von ihrem Fraß verjagt hatten. Kaum aber waren sie ganz auf die kleine Lichtung herausgetreten, so bekam der vorangehende Tom ein Schauspiel zu Gesicht, ob welchem er sich lieber sonst überall anders hingewünscht hätte, als an diesen Ort. In einer Entfernung von ungefähr fünf und zwanzig Schritten von ihm gewahrte er nämlich nicht bloß einen Kuguar oder Panther, wie er erwartet hatte, sondern vielmehr ein Pantherweibchen von seltener Größe mit zwei halbwüchsigem Jungen, und gerade über ihm kauerte auf dem vom Blitz zerfmetterten und schief gelegten Stamme eines Gummibaums der alte Panthervater, den Kopf auf die ausgestreckten Vorderfüße gebückt; grimmig die Augen rollend, peitschte er sich die Flanken mit dem Schweife und spuckte und knurrte wie ein grimmiger Kater, was die drei andern denn auch sogleich gehorsam nachmachten. Solches war nun eine sehr bedenkliche Lage für die beiden Männer, denen darob mit Recht auch etwas unbehaglich zu Muth ward. Hätten sie sich zurückgezogen, so würden sie unfehlbar sogleich von den Panthern angegriffen worden sein, und ein Schritt vorwärts hätte ohne Zweifel dieselbe Folge gehabt! Weil aber jedenfalls hier kein langes Besinnen galt, so schlug Tom seine schußfertige Büchse auf den alten Panther an, flüsterte Ned, seinem Gefährten, zu, er solle dem Weibchen eins auf den Kopf brennen, und wollte, so tollkühn dieß auch war, eben schießen, als er bemerkte, daß der Panther auf ihn losspringen wollte. Er ließ denn in Gottes Namen den Schuß krachen, sprang mit einem gewaltigen Satz zur Seite, ließ die abgeschossene Büchse fallen und zog sein schweres

Jagdmesser. Und er that sehr wohl daran, denn während seines Begleiters Schuß wie das Echo von demjenigen Tom's durch den Wald knalzte, sprang der Panther gerade auf dieselbe Stelle, wo derselbe zuvor gestanden!

Als bald aber wandte sich das grimmige Raubthier und drang auf Tom ein. Dieser wich dem ersten Schläge der gewaltigen Tazge des Panthers aus, warf sich dagegen sogleich auf das Thier selbst und rollte sich mit ihm im Grase, wobei er jedoch Sorge trug, seinen Kopf hart unter die Kehle seines Feindes zu bringen und dessen Hals mit dem linken Arme so fest zu umschlingen und an sich zu drücken, daß er demselben den Gebrauch seines Gebisses unmöglich machte, während er ihm mit dem Messer in seiner Rechten Stoß auf Stoß versetzte.

Tom war bärenstark und behend; aber nie in seinem ganzen Leben hatte er sich auch in einer Lage gesehen, wo es für ihn unerlässlicher gewesen wäre, seine ganze Muskelkraft und Gelenkigkeit aufzubieten. Er blutete bald aus mehreren Wunden, welche ihm die furchtbaren Krallen des Panthers an Arm und Leiden beigebracht hatten; endlich aber traf ein gutgeführter Stoß des Messers den Panther in's Herz, daß er röchelnd verendete, und seine straff gespannten Glieder erschlafften.

Sobald Tom sich unter dem verzuickenden Körper des Panthers hervorgearbeitet hatte, sprang er vom Boden auf und schaute sich nach Ned um. Es war die höchste Zeit, daß er diesem zu Hülfe eilte. Ned's Kugel hatte das Pantherweibchen gut in den Kopf getroffen und dasselbe mehrlos gemacht, wenn auch nicht getödtet. Die Kugel war durch's Auge eingedrungen, und das Thier rieb den Kopf lautschreiend am Boden und raufte mit den Krallen das Gras sammt ganzen Erdschollen aus. Allein die beiden halbwüchsigen Jungen hatten sich auf Ned gestürzt, und mit diesen war er jetzt handgemein und hart von ihnen bebrängt. Der Arme blutete aus manchem tiefen Riß und seine Kleider hingen ihm zerzaunt am Leibe, obwohl seine beiden jungen Angreifer auch nicht leer ausgegangen waren, sondern manch' blutige Messerwunde zur Schau trugen.

Die Angriffsweise der beiden halbwüchsigen Panther schien darin zu bestehen, daß sie plötzlich auf Ned einsprangen und mit ihren Tazen nach ihm hieben, und da sie diese Sprünge meistens beide gleichzeitig thaten, so war der Bedrohte, trotz seiner Stärke und Behendigkeit, doch außer Stande, sich wirksam zu vertheidigen, da er sich unmöglich beider zugleich erwehren konnte.

Wäre ihm daher nicht bald Tom's Beistand zu Theil geworden, so hätte er höchst wahrscheinlich erliegen müssen. Trogdem aber gewährte es ein prächtiges Schauspiel, diesen hochgewachsenen, kräftigen Jäger hier dastehen zu sehen, den linken Arm mit der geballten Faust zum Pariren erhoben, um die Taten seiner Feinde von Kopf und Hals abzuwehren, und in der Rechten sein Jagdmesser schwingend, womit er nach ihren geschmeidigen, zählebigen Körpern stieß, die aber, kaum abgewehrt, wieder von Neuem auf ihn eindrangen.

Dies Alles hatte Tom augenblicklich ermittelt und eilte nun seinem Gefährten zu Hülfe.

„Halloh, Ned“ rief er, „ich komme! Nimm den zu deiner Linken, mit dem andern will ich's ausmachen!“ Damit warf er sich auf das eine Knie und führte einen kräftigen Messerstoß nach ihm, während dasselbe eben im Sprunge war; allein sein Handgelenk stieß gerade gegen die Tazze des Panthers, das Messer entfiel seiner Faust, und Tom blieb nun nichts anderes mehr übrig, als das grimmige Thier mit beiden Händen an der losen Haut hinter dem Genick zu packen und es möglichst schnell so weit von sich weg zu halten als es sich thun ließ, während freilich des Feindes Bordertaten einen wahren Trommelwirbel auf Tom's Brust schlugen und ihm die Kleider in Fetzen herunterrißen, wobei natürlich die Haut auch nicht verschont wurde. Dieser Zustand der Dinge hätte jedoch nicht lange dauern können, und Tom wußte daher kein anderes Mittel, als mit einem jähen Sprunge vorwärts zu bringen, den Panther auf die Erde zu drücken und sich über ihn her zu werfen, um ihn an den Boden zu heften.

In diesem höchst bedenklichen Augenblick fiel dem beherzten Jäger zum Glück ein, daß er ja noch eine gezogene Pistole geladen in seinem Gürtel stecken habe, an die er seither in der Hitze und Aufregung des Kampfes gar nicht gedacht hatte. Sobald er daher seine Kniee auf den Widerrist, den erhobenen Theil am Halse des Panthers, zu setzen und demselben den Kopf mit der Linken in's Gras zu drücken vermocht hatte, zog er mit der Rechten seine Pistole aus dem Gürtel, spannte den Hahn und zerschmetterte seinem Feinde den Kopf mit einem Schusse, daß dessen Gehirn ihm in's Gesicht flog.

Als Tom sich hierauf nach seinem Gefährten umschaute, erblickte er diesen an einen Baumstamm gelehnt und ernstlich bemüht, seine Schulter aus den Zähnen des verendenden Panthers zu befreien, welcher sich darein verbissen hatte. Er sah den armen Ned halb ohnmächtig vor

Schmerz und Erschöpfung, raffte drum sein Messer auf, durchschnitt dem Thiere die Kehle und befreite seinen Freund. Dann aber sanken beide todesmatt zu Boden und dankten dem lieben Gott im Stillen herzlich für ihre Rettung, und gelobten sich, ein derartiges tolles Wagniß niemals wieder zu bestehen.

Nachdem alsdann die muthigen Waidmänner eine Weile geruht und das Blut ihrer Wunden einigermaßen gestillt hatten, suchten sie, so gut's eben ging, die Ueberreste ihrer Kleidung zu ordnen, streiften den vier Panther die Kopfhaut ab und machten sich auf den Heimweg nach der Niederlassung, wo man ihrer Rückkehr mit Spannung entgegengeesehen hatte und sie nun mit doppelter Freude begrüßte.

Schmeichelhafter Vergleich.

An einem schönen, sonnigen Herbsttage, nach beendetem Mittagmahl, nahm ein wohlhabender Bürgermann, der sich von seinem einträglichen Gewerbe zurückgezogen hatte, den Stock in die Hand und wanderte, trotz seiner ansehnlichen Beleihtheit, munter und rüstig zum Kronenburgerthor hinaus. Es war Anno 1872. Die Anlegung der kleinen Festungen, der vorgerückten Forts, auf den freundlichen Rebhügeln der drei Hausbergen hatte längst schon begonnen und die Schuttmauern und Gemölbe fingen an sich zu erheben. Diese Bauten wollte der gute Rentner der alten Stadt Straßburg in Augenschein nehmen. Seine Mittel hätten's ihm wohl erlaubt, am Kleberplatz, oder sonst wo, eine Citadine zu nehmen, sich darin stolz und breit zu spreizen, wie's andere Leute thun, die bei Weitem sein Einkommen nicht haben, allein er zog vor, den Weg auf des Schuhmachers Rappen zu machen, was dem corpulenten Manne gesunde Bewegung in frischer, freier Luft verschaffte. Die fruchtbare, stundenbreite Ebene, welche, wie männiglich bekannt, in alter und neuerer Zeit zum blutigen Schlachtfeld gedient hatte, wurde wacker durchschritten und glücklich erreichte unser gutgelaunter Mann Ober- oder Mittelhausbergen. Diesen Punkt hat der Bote nicht bestimmt erfahren können, was eben auch nicht durchaus nothwendig ist.

Nachdem unser gutmüthiger „Steckelburrjer“ die rasch voranrückenden Arbeiten in Augenschein genommen und den Maurern und Zimmerleuten droben auf dem Holderberg zugeschaut hatte, ging er wieder durch die „Klamme“ herab in's Dorf und straks auf's Wirthshaus zu, denn er wollte sich mit einem guten Schöpplein, vielleicht auch mit zwei, erlaben, nach welchem er ein großes

Verlangen spürte. Als er nun so beim Schöpplein saß und sich's gemüthlich sein ließ, fühlte der Fußgänger erst seine Müdigkeit und es graute ihm fast vor dem stundenlangen Rückweg, so daß er meinte, es wäre doch besser und minder ermüdend, die Heimkehr in die Stadt auf einem Wägelein vorzunehmen, wenn's immer möglich wäre.

Der zu Rathe gezogene Wirth sagte, daß einer der Dorfbewohner öfters um Lohn nach Straßburg fahre, und erbot sich, um seinem Gaste gefällig zu sein, den Mann fragen zu lassen, ob er anspannen wolle. Solches geschah, und der Bescheid lautete, der Fuhrmann selbst ist gerade nicht daheim, aber sein vierzehnjähriger Junge wird gleich mit dem Wägelein angefahren kommen, um den Herrn in die Stadt zu führen.

Schnell und glücklich ging die abendliche Heimkehr von statten, obgleich das ländliche Gefährt eben nicht auf elastischen Federn ruhte und der müde Wanderer sich mit dem alten bekannten Spruch zu trösten suchte: „Besser schlecht gefahren als gut gegangen!“ In die Stadt selbst, mit den gepflasterten Straßen, wollte er aber doch nicht einfahren, stieg daher am Kronenburgerthor ab, zog den Geldbeutel heraus und fragte den Jungen, was er ihm schuldig sei für die Fahrt.

„S'isch dryßig Su,“ war die Antwort.

Herzlich gern bezahlte der Bürgermann den geforderten Fahrlohn, sagte aber scherzend: „S'ind's doch e bißel viel for e Stund.“

Der Junge nahm die launige Bemerkung ernstlich auf, ereiferte sich ganz gewaltig und meinte: „Wenn myn Vatter im Mezjer e fetti Su in d' Stadt fühert, die nim laufe kann, ze krieyt 'r allemoole Dryßiger.“

Unnöthige Angst.

Der 6. August des verhängnißvollen Jahres 1870 war vorüber, und mit diesem Tage auch die blutige entscheidende Schlacht, welche bei Fröschweiler geschlagen worden. Die Soldaten des steigenden Heeres verbreiteten sich ringsum in den Dörfern und Flecken und offenen Städten des Unter-Elssasses und wurden bei den Bürgern vorläufig einquartirt. Also geschah's auch in einem Dorfe in der Umgegend von Pfaffenhofen und Hochfelden, welches durch die vielen Waffen und Piccolhauben ein recht kriegerisches Aussehen gewann, so daß es den friedlichen Landleuten ganz angst und bange ward, was eben nicht nothwendig gewesen wäre bei der streng gehandhabten Mannszucht, die vor jeglicher Unbill und Gewaltthätigkeit schützte.

Besonders eine schlichte Bäuerin hatte vor

Schrecken fast den Kopf verloren während der ersten Stunden der Einquartierung, und wußte sich kaum zu rathen und zu helfen in der Umgebung ihrer vier preußischen Hausgenossen, für deren Beköstigung sie zu sorgen hatte. Sie kam eben aus der Küche, in welcher sie das Mittagessen für ihre Gäste zum Feuer gesetzt hatte, als einer derselben, ein junger freundlicher Mann, ihr im Hausgang begegnete, dem gleich das ängstliche, verstörte Wesen der Frau auffiel. Tröstend und ermutigend sagte er: „Nur nicht so ängstlich, liebe Frau; Sie haben's ja mit lauter guten Leuten zu thun! S' wird schon gehen, wie?“

„Ach du gerechter Himmel!“ ängstigt sich die erschrockene Bäuerin weit mehr; „lauter Judenleute! Und ich hab' gar noch Speck und Erbsen im Hasen! Das wird was absetzen!“

Nothwendige Strenge.

Der alte Präsident von Montesquien war ein sehr sanfter und gegen seine Untergebenen höchst nachsichtsvoller Mann.

Einst erhielt er den Besuch eines Hausfreundes, als er eben seinem Bedienten eine äußerst scharfe Strafpredigt hielt und tüchtig abkapitelte, worüber der Besucher in großes Befremden gerieth, das er auch gar nicht verhehlte.

„Sie scheinen verwundert über mein Betragen, lieber Freund,“ rechtfertigte sich der gutmüthige Präsident; „auch thue ich das nicht oft. Aber sehen Sie, Bedienten sind durchgängig wie Uhren; sie müssen von Zeit zu Zeit aufgezoogen und wieder frisch in Gang gebracht werden.“

Sicherer Nutzen.

In einer Gesellschaft, welcher auch ein launiger Arzt bewohnte, kam das Gespräch unter anderem auf die Medizin, und einige der Anwesenden behaupteten, daß dieß die unzuverlässigste aller menschlichen Wissenschaften sei.

„Und dennoch,“ warf der Arzt vertheidigend ein, „hab ich schon viele, viele Recepte geschrieben, und kein einziges von allen ist ohne Nutzen geblieben.“

„Nicht möglich!“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Mehr als möglich, sondern gewiß!“ erwiderte der gutgestimmte Doctor; „benn nutzten die Recepte auch den Patienten nicht jedesmal, so nutzten sie doch mir und dem Apotheker.“

Von einer Ueberraschung zur andern.

Von Alters her findet man in England sehr große kirchliche Gemeinden, die oft aus etlichen Dörfern und Flecken, ja sogar kleinen Städten bestehen. Ueber solche ausgedehnte Gemeinden kann natürlich der Pfarrer allein sein geistliches Amt nicht verwalten, daher derselbe genöthigt ist, Hilfsprediger oder Vikare sich beizugesellen, die an seiner Statt die verschiedenen Filialorte bedienen und die er aus seinem Gehalte bezahlt. Er kann diese Vikare nach seinem Gutdünken einsetzen, sie aber auch wieder verabschieden. Oft schon ist's vorgekommen, daß der eigentliche Pfarrer gar nichts zu thun hatte, sondern alle seine Amtsgeschäfte den Vikaren übertrug. Mehr noch, oft wohnt er nicht einmal in seiner Gemeinde selbst, was ihm ganz freisteht. Alle Einkünfte der ausgedehnten Pfarrei werden an ihn abgeliefert, und er gibt davon jedem seiner Vikare das oft sehr kärgliche Gehalt, während er selbst Tausende von Thalern zu verzehren hat und dafür eigentlich nichts leistet. Gewöhnlich sind drum die Vikare arme Leute, welche mit Weib und Kind oft in sehr dürftiger und bedrängter Lage sich befinden. Sie müssen sich aber mit ihrem Auskommen begnügen, sich nach der Decke strecken, wie man zu sagen pflegt, denn der Pfarrer findet zu jeder Zeit unverheirathete Kandidaten, die gern bereit sind für geringen Gehalt Vikardienste zu übernehmen.

In der Grafschaft Rochester gibt's ein Städtchen das mit vielen umliegenden Dörfern solch eine reiche Pfarrei bildete. Für die kleine Stadt sowohl, wie auch für die einzelnen Dorfschaften, hatte der Titularpfarrer seine Vikare, die sein Amt für ihn verwalteten. Er war ein reicher Mann, zugleich aber auch so geizig und habgierig, daß er keine größere Freude kannte, als immer Schätze von Gold und Silber sich zu sammeln. Seine Frau war leider gerade so gesonnen wie er. Unter solchen Umständen war's natürlich, daß seine Vikare nur einen sehr geringen Gehalt erhielten und die meisten derselben sehr kümmerlich mit ihrer Familie leben mußten.

Der Pfarrer starb. Er hatte kaum seine Augen geschlossen, als von allen Seiten die armen Vikare sich aufmachten, um sich um die schöne und einträgliche Stelle zu bewerben. Der Graf von Rochester, welcher dieselbe zu vergeben hatte, war zugleich englischer Minister, und sehr vornehmer und gewaltiger Herr. Er wohnte in London, der Hauptstadt Englands, und fast täglich meldeten sich bei ihm die Geistlichen, welche Lust hatten nach der fetten Pfarrei. In dem

zur Grafschaft gehörigen Städtchen befand sich auch ein Vikar, William Brown, zu deutsch, Braun, mit Namen. Er hatte ein Weib und sechs Kinder; zudem wohnte noch sein alter Vater bei ihm, den er mit zärtlicher Kindesliebe pflegte und unterstützte. Dieser Vikar war wohl kinderreich, aber gelbarm, denn sein Gehalt war äußerst gering, daher es ziemlich knapp und kärglich zuging im Haushalt. Dazu kam, daß William Brown ein liebreiches und menschenfreundliches Herz hatte. Konnten die Armen der Gemeinden ihn nicht bezahlen, so erließ er ihnen gern die Schuld und gab ihnen wohl noch obendrein ein Scherlein mildthätiger Liebe. Solche Leute bringen's natürlich nicht zu den Schätzen, welche der Rost und die Motten verzehren, und denen die Diebe nachgraben. Auch hätte der arme Vikar, wie die andern, gerne die nun erlebte reiche Pfarrestelle gehabt, allein er war so schüchtern, daß er's nicht wagte zu dem Grafen nach London zu gehen und ihn darum zu bitten. Zugleich lebte er der festen und freudigen Zuversicht, daß der Allmächtige droben im Himmel, wenn er nur wollte, ihm die einträgliche Stelle bescheeren könnte, auch ohne sein Zutun. Er hielt fest an dem trostreichen Spruche: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen!“ Und er warf alle seine Sorgen auf den treuen Gott.

Die Wittve des reichen Pfarrers, der bis zu seinem Tode mit Vikar Brown in demselben Städtchen gewohnt hatte, wollte ihren Wohnsitz anderwärts aufschlagen. Sie veranstaltete drum eine Versteigerung des überflüssigen alten Hausgeräths, das ihr beim Umzug nur beschwerlich gewesen wäre. Unter den Kauflustigen befand sich auch unser armer Vikar. Ein zu dem versteigernden Geräthe gehöriger großer, alter und unansehnlicher Kasten zog ihn herbei; er wollte denselben zur Aufbewahrung der Kleider seiner Kinder benützen. Niemand machte ihm diesen wurmfressigen Schrank streitig, und er wurde ihm für drei Schilling zugeschlagen, was nicht ganz vier Franken ausmacht.

Als die sorgsame Hausfrau den Kasten säuberte und aussträubte, um ihn sofort benutzen zu können, bemerkte sie zu ihrem Verdruß, daß er inwendig doch viel weniger Platz enthalte, als sie bei seiner Größe gehofft hatte, besonders war der Boden viel höher, als es nöthig zu sein schien. Ihr Mann, dem sie's klagte, untersuchte nun den Schrank von außen und von innen, und überzeugte sich bald, es müsse da wohl ein doppelter Boden sein. Bei näherer Prüfung fand er richtig einen geheimen Schieber, der jedoch

ganz verquollen war, so daß es einiger Anstrengung erforderte, um denselben zu öffnen. Nachdem ihm solches geglückt, ergriff ihn gewaltiges Staunen, und er traute kaum seinen Augen, als er einen Haufen glänzender Goldstücke, fest zusammengepreßt, erblickte. Es waren nicht mehr und nicht weniger als fünfhundert Guineen, — eine Guinee hat den Werth von mehr als 26 Franken, — welche der geizige Pfarrer gesammelt und hier vor diebischen Händen sicher verborgen hatte.

Bald lag nun das viele glänzende Geld auf dem Tische des armen Vikars und er that Noth zu beten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Im Hause herrschte Mangel; die Kinder waren kümmerlich anstaffirt. Diese Goldstücke hätten reichlich ausgeholfen. Die Pfarrwittwe wußte nichts von diesem versteckten Schätze, sonst wäre der alte Kasten nicht verkauft worden. War's da nicht Gottes gnädige Fügung, daß dieses Geld in dürftige Hände kam? Doch, ehrlich währt am längsten!

„Anna,“ fragte der Vikar seine liebe Hausfrau mit wehmüthigem Lächeln, „was haben wir zu thun?“

„Was der Herr gebietet,“ antwortete ruhig das fromme Weib, und setzte hinzu: „Willst du das Geld zu der Wittwe bringen, oder soll ich es thun?“

„Ich werde selbst hingehen,“ sagte Brown ruhig! „Der Mammon möchte für dich zu schwer sein.“

Diese wenigen Worte waren alles. Der Vikar steckte die blanken Goldstücke in ein Säcklein und begab sich ruhigen Gemüthes zu der reichen Wittwe, welche höchlichst verwundert war ob des unverhofften Fundes, den sie mit großer Freude in Empfang nahm. Sie bedankte sich recht schön und wünschte dem ehrlichen Manne Gottes reichsten Segen, und dabei blieb's. Von Belohnung oder einem Geschenk für seine Kinder war nicht von ferne die Rede, und doch ging der Vikar fröhlichen Herzens wieder heim, und dachte nicht im Geringsten daran, etwas Besonderes gethan zu haben.

Ungefähr acht Tage nach diesem Vorfall, erschien ein goldbetreger Diener in William Browns ärmlicher Wohnung und sagte höflich zu dem Erstaunten: „Seine Excellenz der Herr Minister läßt Sie, ehrwürdiger Herr, durch mich ersuchen, sobald als möglich zu ihm nach London zu kommen.“

„Um Gotteswillen,“ rief der Vikar ängstlich aus, „was mag der Herr Minister von mir wollen! Kann ich mich doch keines Versehens

ober Vergehens entsinnen, dessen ich mich schuldig gemacht hätte!“

„Ich weiß weiter nichts, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete beruhigend der Diener, „als daß ich den Auftrag erhalten, Sie zu bitten, baldmöglichst zu Seiner Excellenz zu kommen.“

„Nun, dieß soll heute noch geschehen, so Gott will!“ sagte Brown etwas gefasster, konnte sich aber dennoch einiger Angst und Besorgniß nicht erwehren. Der Bediente verabschiedete sich mit ehrfurchtsvollem Gruße.

Im Verein mit seiner Gattin traf nun der Vikar die nöthigen Anstalten zu dem schweren und wichtigen Gange: Frau Anna musterte ihres Mannes Sonntagserod, der ziemlich dürftig und abgeschabt drein sah. Die fleißige und geschickte Frauenhand aber wußte durch Bürsten und Waschen und Nähen ihn doch endlich so weit herzustellen, daß sein Träger sich zur Noth im Ministerpalast sehen lassen konnte.

Ziemlich ordentlich genutzt machte sich Brown schließlich auf den Weg, begleitet von Frau Anna's herzlichsten Segenswünschen.

Englands große Hauptstadt wurde glücklich, obwohl immer noch schweren Herzens, erreicht, ja, es wurde dem Vikar sogar noch schwerer, als er endlich vor dem Palaste des Ministers stand. Mit beklommenem Gemüthe trat er ein, und staunte ob der Pracht und des Reichthums rings umher. Allein, da war nicht darüber zu springen: dem erhaltenen Befehl mußte Folge geleistet werden. Durch einen ihm entgegen tretenden Diener ließ er sich beim Minister anmelden, und wurde sogleich vorgelassen. Wie erschrocken aber der Jagende, als die hohen Flügelthüren sich öffnieten und er in das glänzende Zimmer zögernd eintrat! Obendrein war große Gesellschaft beim Minister; reichgekleidete Herren und Damen saßen ringsum auf prächtigen Sesseln. Höchst verlegen blieb der ärmlich gekleidete Vikar an der Schwelle des Saales stehen, während Aller Augen auf ihn sich richteten, was ihm vollends sein bißchen Wuth benahm.

Allein Graf von Rochester war ein sehr lieblicher, freundlicher Mann, ging ungesäumt dem Ankömmling lächelnd entgegen, reichte ihm die Hand und sagte mit lauttönender Stimme zu seinen Gästen: „Meine verehrten Damen und Herren, ich habe die Freude, Ihnen hier einen Ehrenmann vorstellen zu dürfen, den hochwürdigen Vikar William Brown. Er ist es, von dem ich Ihnen vorhin erzählt habe. Er hat ein Werk gethan, wie es zwar für jeden Christen sich ziemt, doch weiß ich nicht ob wir allesammt,

unter den nämlichen Verhältnissen, gehandelt hätten wie dieser wackere Seelsorger!“ —

Des Ministers lobende Worte brachten den Vikar in noch peinlichere Verlegenheit, besonders da die Anwesenden ihn nun auch aufmerkamer betrachteten. Demüthig schlug er die Augen nieder und konnte kein Wort der Erwiderung finden.

Leutselig kam der Minister dem so sehr bestürzten Manne zu Hülfe und unterbrach das augenblickliche Stillschweigen, indem er mild und liebreich sagte: „Hochwürgbiger Herr, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen den weiten Weg nach London zugemuthet habe. Aber ich wollte Sie doch persönlich kennen lernen und zugleich dieser ehrenwerthen Gesellschaft die Freude bereiten, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich weiß, Sie fühlen sich unter uns nicht wohl, und will Sie darum auch nicht länger aufhalten. Erlauben Sie mir nur, daß ich Ihr Freund sein und Sie recht bald einmal in Ihrem Hause besuchen und Sie inmitten Ihrer Familie sehen darf.“ — Auch auf diese schmeichelhaften aber herzlichen Worte konnte der verlegene Mann keine Antwort finden, sondern blos eine ehrerbietige Verbeugung machen. Jetzt klingelte der Minister. Zwei Diener traten herein und erhielten den Befehl: „Führt diesen Herrn an den Ort seiner Bestimmung!“

Hierauf empfahl sich der hochgestellte Herr nochmals der Freundschaft des Vikars und bat ihn, sich ruhig und getroft der Führung seiner beiden Diener zu überlassen. Als er dem glänzenden Saale den Rücken wieder gekehrt und die breiten Treppen des Palastes hinabstieg, da ward's dem schüchternen Manne auch wieder leichter um's Herz und er athmete freier.

Die betretenen Diener geleiteten ihn zu einem Staatswagen, der vor dem Ministerhotel bereit stand, und ersuchten ihn höflich einzusteigen, indem der eine sagte: „Seine Excellenz der Herr Minister haben befohlen, daß Sie in diesem Wagen heimfahren sollen.“

Jede Weigerung nützte nichts. Der Vikar, welcher sich von seinem Staunen und seiner Ueberraschung gar nicht erholen konnte, stieg endlich in die prächtige Kutsche. Die beiden Diener setzten sich vorn und hinten ebenfalls auf, und in raschem Trab ging's von dannen.

Unterwegs erst kam William wieder zur Besinnung und leise sagte er vor sich hin: „Was wird meine Frau, was werden meine Kinder die Augen aufreißen, was werden sie nur denken, wenn ich so bei ihnen angefahren komme? Was werden meine Pfarrgenossen von mir halten, wenn sie mich in diesem Staatswagen sitzen

sehen? Das ziemt sich wahrhaftig nicht; ich hätte das Anerbieten verweigern sollen! Wo hatte ich nur meinen Kopf! O, ich thörichter Mann!“

Blöglich hielt die Kutsche stille. Der Vikar blickte durch's Fenster und gewahrte mit Schrecken, daß sie nicht vor seiner Wohnung, sondern vor dem amtlichen Pfarrhause vorgefahren war. „Meine Herren,“ rief er bestürzt den flint herabgesprungenen Bedienten zu, „diesmal irren Sie sich ganz gewiß; das Haus hier ist nicht meine Wohnung!“

„Bedauere sehr, hochwürgbiger Herr,“ sagte der Eine, „daß wir Ihnen abermals widersprechen müssen. Der Herr Minister hat befohlen, Sie vor dem Pfarrhause aussteigen zu lassen und Ihnen zu sagen, daß, von heute an, dieß Ihre Wohnung sein werde.“

„Wie? Was?“ verwunderte sich der Vikar, „dieses Haus hier meine Wohnung?“

„Ja wohl, hochwürgbiger Herr,“ bestätigte der Diener, und setzte hinzu: „Hier hat uns auch Seine Excellenz einen Brief für Sie mitgegeben, der Ihnen Aufschluß ertheilen wird. Haben Sie vielleicht sonst noch einen Befehl für uns? Wir stehen ganz zu Ihren Diensten.“

Williams Erstaunen und Bestürzung wollten kein Ende nehmen, und er blieb dem Fragenden die Antwort schuldig, betrachtete aber den großen, versiegelten Brief von allen Seiten und murmelte: „Was ist das? Was soll das bedeuten?“ Der Diener fragte noch einmal: „Haben Sie weiter nichts zu befehlen, Hochwürden?“

„Mein Gott! Ich zu befehlen?“ rief der Vikar endlich verwundert aus. „Was soll ich denn befehlen? Hab's ja meiner Lebtag nicht gethan, lieber Freund, und wüßte gar nicht wie ich's anfangen sollte.“

„Nun, so leben Sie wohl, hochwürgbiger Herr!“ sagten beide Diener, höflich sich verneigend, nahmen dann ihren Kutschensitz wieder ein und fuhren gen London zurück.

Noch immer stand William Brown da, wie bezaubert und fest gebannt, vor dem Pfarrhause, und drehete und wendete den Brief des Ministers von einer Seite auf die andere. Endlich ermannet er sich und eilet raschen Schrittes zu Weib und Kindern, die ihn mit herzlicher Freude willkommen hießen. Frau Anna verwunderte sich, daß ihr Mann so schnell von London zurückgekehrt sei, und der erzählte mit raschen Worten, was er heute Alles erlebt und wie er in einer prächtigen Kutsche heimgefahren, und schloß seinen Bericht, indem er Frau Anna den versiegelten Brief einhändigte und sagte: „Hier, liebes

Weib, ist des Ministers Schreiben an mich; sei so gut, und schaue was drinn steht. Mir schwindelt der Kopf und die Buchstaben tanzen mir vor den Augen herum!"

Eine frohe Ahnung erwachte bei der klugen Frau, was das Schreiben enthalten möge; schnell rief sie dem alten Vater aus seinem stillen Stübchen herbei, und als Alle neugierig um sie herum standen, erbrach sie das Siegel, entfaltete den Brief und las nun, mit immer steigender Rührung und mit Thränen in den Augen, was folgt:

"Ehrwürdiger Herr,
Theurer, lieber Freund!"

Nur mit wenigen Worten will ich Ihnen mittheilen, daß ich die erledigte Pfarre meiner Grafschaft Ihnen übertragen habe. In den nächsten Tagen werde ich mir die Freude machen, die darauf bezügliche Urkunde Ihnen persönlich zu überreichen. Gott sei mit Ihnen, edler Mann! Er segne Sie, damit auch Sie zum Segen werden für die ganze Gemeinde! Mich aber nennen Sie künftig und für immer

Ihren aufrichtigen Freund,
Walpole, Graf von Rochester."

Der neuen Pfarrfrau entfiel das Schreiben den von freudiger Aufregung zitternden Händen. Sie sank an die Brust des staunenden Gatten und ihre Dankesthränen vereinten sich in hoher Lust. Anfänglich schauten die Kinder verwundert drein, bis ihnen die Sache verständlich geworden, dann aber sprangen sie jubelnd umher in der Stube. Der alte, fromme Großvater salbete still die Hände und sprach: "Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Lobe den Herrn, meine Seele, und, was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!" — "Amen! Amen!" rief der fromme Pfarrer mit bebender Stimme und sank weinend in die Arme des greisen Vaters. —

Am andern Tage betrat eine ganze Gesellschaft des Ministers stattlichen Palast; neun Personen im Ganzen: Ein Mann, eine Frau, sechs Kinder und ein wankender Greis, ehrwürdig anzusehen. Der geeignete Leser merkt schon, wer die Keune waren. Einer der Diener, welcher William Brown wohl kennt, ist gleich bereit, den Besuch anzumelden.

Der Minister saß ganz allein in seinem Arbeitszimmer. Er ging den ehrfurchtsvoll Begrüßenden freundlich entgegen, und der neu ernannte Pfarrherr, all seinen Muth zusammennehmend, sagte zu seinem Wohlthäter: "Excellenz,

daß jetzt neun glückliche Menschen vor Ihnen erscheinen, das ist, nächst Gott, der die Herzen lenket wie Wasserbäche, Ihr edles Werk. Verschmähen Sie unsern herzlichsten Dank nicht, den wir Ihnen darbringen!"

"Still von Dank, theurer Freund!" entgegnete der Graf mit kräftigem Händedruck, und fuhr dann fort: "Sie danken mir, da ich Ihnen danken muß für die vollbrachte, schöne und redliche Handlung, von welcher ich habe sprechen hören. Es hat mich wahrhaftig erquickt und mir in tiefster Seele wohlgethan! Während Sie in Ihrem Haushalt Mangel litten mit der zahlreichen Familie, haben Sie doch das gesunde Geld, von dem Niemand mehr etwas wußte, gewissenhaft abgeliefert und nicht ein einziges Goldstück behalten, zur Linderung der Noth. Das ist es, weshalb ich Sie als einen Ehrenmann lieben und bewundern muß. Solche Männer werden immer seltener!"

Der Pfarrer suchte des Ministers Lobeserhebungen mit den bescheidenen Worten abzuwenden: "Excellenz, ich bin nichts als ein unnützer Knecht; ich habe nur gethan, was ich zu thun schuldig war."

"Ja, mein Freund, Sie haben Recht!" entgegnete der Graf. "Gott erhalte Sie bei dieser Gefinnung! Ich aber danke dem Herrn der Kirche, daß er Sie mir und meinen Unterthanen zum Prediger des Evangeliums gegeben hat. Und Sie, liebe Frau Pfarrerin," wandte er sich freundlich zu der hocherröthenden Anna, "Sie sollen erfahren, daß ich auch meine guten Freunde in der Gemeinde habe, die mir alles verrathen. Ich weiß, daß Sie sich Ihres Gatten edler Handlung nicht mit einem einzigen Worte widersetzten, sondern dieselbe von ganzem Herzen billigten. Die Wittve des verstorbenen Pfarrers hat ihr Unrecht eingesehen, dessen sie sich jüngst durch lieblosen Unbath schuldig gemacht hat. Sie läßt Sie daher durch mich bitten, diese Banknote von 500 Pfund Sterling (ein Pfund Sterling gilt 24 Franken 40 Centimes) als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit und Hochachtung von ihr anzunehmen."

Höchst verlegen, zögerte Frau Anna, die Hand nach dem werthvollen Blättchen Papier auszustrecken. "Nehmen Sie nur getrost, liebe Frau Pfarrerin," ermunterte der wohlwollende Minister, "Sie werden das Geld schon hier und da gebrauchen können." Und so nahm sie's denn in Empfang.

Jetzt aber trat der Graf zum alten Vater Brown, klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sprach: "Ehrwürdiger Herr, wer einen so

wackern und edeln Sohn hat, wie Sie einen besitzigen, der trägt gewiß mit Ehren und Freuden sein Silberhaar! Gott segne Sie, lieber Vater!" Hierauf liebte er freudlich die muntern Kinder und verabschiedete sich sodann mit herzlichem Worten von der dankbaren und glücklichen Pfarrfamilie. Auf seine Weisung mußten Jung und Alt in seinen Staatswagen steigen, der schon vor der Thüre bereit stand, und fröhlich und jubelnd ging's der Heimath zu!

Kaum war unser neuer Pfarrer im Städtchen wieder angekommen, als er sogleich zu der Wittve seines Vorgängers eilte, um sich für das reiche Geschenk zu bedanken. Wie erschrad er aber, als er gleich merkte, daß die reiche Frau nichts wußte von der ganzen Sache! Es ward ihm klar, daß der Minister hier wohl nicht die reine Wahrheit gesagt haben möge. Nun, wir sind der Meinung, die Engel im Himmel werden ihre Freude daran gehabt haben.

William Brown war und blieb ein treuer Hirte und Seelsorger seiner Gemeinde; Gottes Segen, Frieden und Freude wohnten in seinem Hause, und sein Gönner und Wohlthäter bewahrte ihm während seines ganzen Lebens innige Hochachtung und Liebe.

Und als der treffliche Pfarrer alt und lebenssatt starb, weinten an seinem stillen Grabe fromme wohlgerathene Kinder und dankbare Pfarrgenossen.

Kluge Nachschrift.

Einem sehr vergeßlichen und zerstreuten Manne fiel, da er eben das Haus verlassen wollte um einen unaufschiebbaren Gang zu machen, plötzlich ein, daß er dem abwesenden Bedienten einen nothwendigen Befehl zu ertheilen habe. Rasch schrieb er diesen Befehl auf ein Blättchen Papier, das er offen auf den Tisch legte. Kaum war dieß geschehen, so erinnerte sich der Zerstreute, daß sein Bedienter nichts Geschriebenes lesen könne, fügte drum, zur Vorsicht, noch bei: "Laß dir diese Zeilen gleich von unserm Nachbar vorlesen," und glaubte nun ganz ruhig und sicher fortgehen zu können.

Beruhigende Antwort.

"Am's Himmelswillen, Lottchen, sind Sie tot!" rief ein Bräutigam ängstlich seiner Verlobten zu, die bei einem starken unerwarteten Letterschlage an seiner Seite zu Boden gestürzt war, und ergriff zärtlich ihre Hand.

"Todt nicht," antwortete das erschrockene Mägdchen, "sondern nur sprachlos!"

Ein kaiserliches Rezept.

(Mit einer Abbildung.)

Joseph II., der Anno 1765, als er vierundzwanzig Jahre alt war, Kaiser von Oesterreich wurde und am 20. Februar 1790 starb, galt als ein guter und wohlwollender Herrscher, der seine zahlreichen Unterthanen gerne alle glücklich gemacht hätte, wenn's ihm möglich gewesen wäre. Er hatte die Gewohnheit, in schlechtem Kleide, ohne pruntenbe Begleitung, einherzugehen und ganz im Stillen seine Beobachtungen zu machen über den Zustand seines Volkes, das ihm mit Ehrfurcht und Liebe zugethan war. Unter andern schönen und edeln Thaten, wird auch folgende von dem guten Kaiser erzählt:

Eines Tages fuhr er langsam, ganz einfach und schmucklos, durch eine der Wiener Vorstädte. Als der Kutscher eben die Pforte, einer unerwarteten Hemmung in der Straße wegen, anhalten mußte, trat ein hübscher aber sehr ärmlich gekleideter Knabe an den offenen Wagen heran, hob die kleine Hand zögernd empor und flehte weinend: "Ach, lieber Herr, schenken Sie mir einen Gulden, einen einzigen Gulden, bitte, bitte!"

Oftmals schon in seinem Leben war der Kaiser um eine Gabe, unbekannter Weise, angesprochen worden; allein noch nie war's ihm vorgekommen, daß der Bittende zugleich den Werth der verlangten Spende bestimmt und ausdrücklich bezeichnet hatte. Er blickte forschend in das bleiche, traurige Gesicht des etwa neunjährigen Knaben und ahnte, daß hier etwas ganz Besonderes obwalten müsse. Dem Kutscher, der just wieder weiterfahren wollte, befahl er daher, noch zu warten und fragte dann den Knaben freundlich und leutselig: "Was willst du denn mit einem ganzen Gulden machen, liebes Kind?"

"Ach freilich, Herr, ist's viel Geld," gab der Kleine weinend zur Antwort, "aber ich muß einen Gulden haben, denn meine liebe Mutter ist todtkrank. Sie hat mich fortgeschickt, um einen Arzt zu holen. Schon bei zwei bin ich gewesen, doch keiner will kommen, ohne wenigstens einen Gulden für den Gang zu erhalten, und wir haben doch gar kein Geld daheim. Ach, wenn meine gute Mutter stürbe, so hätte ich niemand mehr auf der Welt! Erbarmen Sie sich, lieber Herr! Hab' noch niemals gebettelt, und will's auch nie mehr thun, aber heute muß ich einen ganzen Gulden haben! Bitte, bitte!"

Des Knaben flehende Worte ergriffen tief den menschenfreundlichen Kaiser; er hatte da keinen verschmitzten und verlogenen Betteljungen vor

sich. Er fühlte klar, daß das Kind die volle Wahrheit rebe.

„Wie heißt denn deine liebe Mutter, und wo wohnt ihr?“ fragte der Monarch sanft und bewegt.

Der Knabe nannte den Namen und die Straße, und der edle Mann schrieb dieselben in seine Brieftasche. Hierauf reichte er dem Bittenden den verlangten Gulden. Dankbar küßte der Beglückte des Kaisers Hand und eilte mit Windesschnelle davon.

Joseph II., dem die Noth aller seiner Unterthanen zu Herzen ging, faßte gleich den Entschluß, mit eigenen Augen und Ohren sich von der traurigen Lage der Kranken zu überzeugen und bedeutete seinem Kutscher ungesäumt in die Straße und vor das Haus zu fahren in welchem dieselbe, der Angabe des Kleinen nach, wohnen sollte. Das bald aufgefundenen Haus war klein und ziemlich haufällig und lag in einer der engsten Gassen der schönen Kaiserstadt Wien. Das Bodengeschloß bewohnte ein armer Schuhmacher, der, als die Kutsche still hielt, sogleich höflich grüßend, doch höchst verwundert, zur Thüre heraustrat.

„Sie sind gewiß der Herr Doktor,“ rebete er den Monarchen an, „welchen der kleine August gerufen hat? Ja, da droben thut Hülfe sehr noth. Krankheit allein schon ist ein großes Unglück; kommt aber Armuth, Kummer und Noth noch dazu, dann ist's um so viel schwerer und härter. Wir thun an der armen Frau, was wir thun können; hat man aber selbst sieben Kinder zu Tische, kann man leider Gottes nicht viel mittheilen.“

„Glaub's wohl,“ entgegnete der Kaiser mit-leidig, stieg ab und trat mit dem Schuster ins Haus.

Die ins obere Stockwerk führende Treppe war eng und schlecht genug, doch sah's überall ordentlich und reinlich aus. Des Meisters Kinder, die neugierig sich herbeidrängten, grüßten höflich und sitzbar, was ebenfalls einen guten Eindruck auf den Fürsten machte, der endlich mit freundlichem Gruße ins Stübchen der armen kranken Wittwe trat.

Gleich beim Eintritt gewahrte man, daß die Frau vormals bessere und glücklichere Tage gesehen hatte, dagegen aber erkannte man jetzt auch überall die Zeichen einer großen Noth und Armuth. Die Schuhmacherin saß am Bette der noch ziemlich jungen, doch schwer kranken Wittwe, welche vergeblich sich aufzurichten versuchte beim Erscheinen des vermeintlichen Doktors.

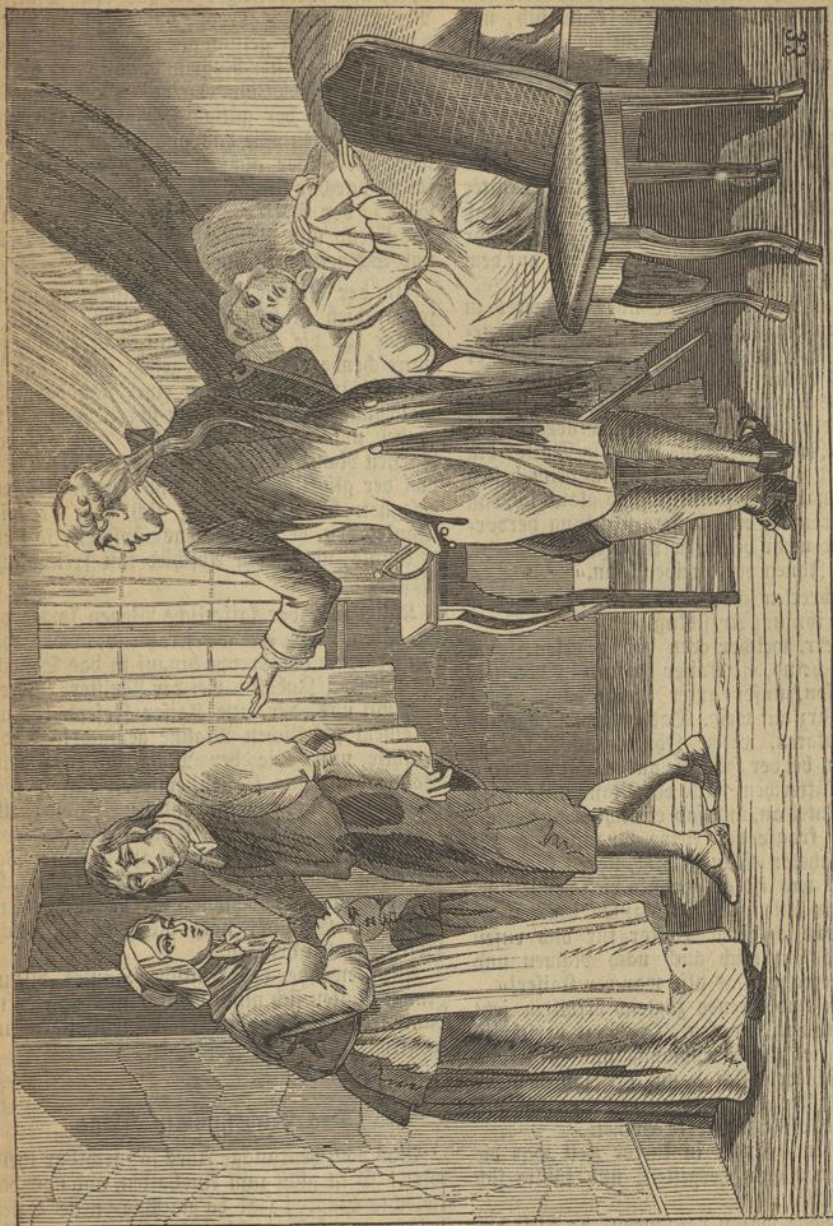
Der Kaiser wünschte, mit der Kranken allein

gelassen zu werden, und der Schuhmacher und seine Frau verließen gleich das Stübchen. Nun trat der Monarch an's Bett, schaute die Leidende bewegt an und fragte nach ihren näheren Verhältnissen und Lebensumständen. Die Dulderin, schnell Vertrauen fassend zu dem freundlichen Manne, erzählte mit schwacher Stimme, daß sie die Wittwe eines kaiserlichen Offiziers wäre, der frühzeitig gestorben sei. Bei ihrem gänzlichen Vermögensmangel, hatte die kleine Pension, welche ihr gewährt worden, eben nur vom Hungertode bewahren können. Mit Nähen und Stricken hatte sie noch etwas zu verdienen gesucht für sich und ihr Söhnlein. Aber bei ihrer schwächlichen Gesundheit und der kümmerlichen Nahrung, hatte sie sich wohl zu sehr angestrengt. Dazu war der Schmerz gekommen um den so frühe verlorenen Gatten und die nagende Sorge um ihres Kindes Zukunft. Sie schloß ihre wahrheitgetreue Mittheilung indem sie sagte: „Es ist sehr hart, sein Ende vielleicht so nahe zu wissen und ein so liebes Kind ohne alle Stütze, ja, ohne den entferntesten Verwandten, auf Erden zurücklassen zu müssen. Mein geringer Verdienst hat nun ganz aufgehört; kaum hat das Vierteljahr begonnen und von der Pension hab' ich nichts mehr übrig.“ Bei diesen Worten legte die Kranke die bleiche, magere Hand auf die Augen und weinte bitterlich.

Dem edeln Kaiser ward es klar, daß die Krankheit der armen Wittwe mehr in ihrem trübgestimmten Gemüthe und in ihrer bedrängten Lage, als in ihrem Körper steckte; er tröstete und ermutigte sie mit freundlichem Zuspruch und bat sodann um Schreibzeug und Papier, damit er, wie er lächelnd sagte, ein Rezept schreiben könne.

„Ach, Herr Doktor,“ meinte die Patientin, „daran wird's wohl fehlen. Doch, wenn's mir recht ist, liegt meines August's Schreibheft dort oben auf dem Eckschränkchen; auch Feder und Tinte muß dabei sein. Entschuldigen Sie, Herr Doktor, wenn ich Sie bitte, die Sachen gefälligst selbst herabzunehmen. Mir ist's leider unmöglich!“

Gerne that's der gutmüthige Fürst. Im Schreibbuch fand sich ein weißes Blatt, an welches er sein Rezept schrieb, wie die Wittwe glaubte. Er ließ das Papier auf dem Tische liegen, empfahl alle nur immer mögliche Schonung und Ruhe und ging mit leutseligem Griesfort und dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Unten trat er noch in die Stube des wackern Schuhmachers, dankte den guten Leuten für ihre der Kranken bewiesene Liebe und Pfl. Er bat den Meister, ihn ein wenig zu begleiten,



Ein kaiserliches Rezept.

da er den Wagen fortschicken und zu Fuß heimgehen wollte. Unterwegs erforschte er von dem Manne alles ganz genau, und freute sich, nur Liebes und Gutes von der Wittve und ihrem Söhnlein zu hören. Reich beschenkt entließ er endlich seinen Begleiter, dem ein solcher Doktor noch niemals vorgekommen war und der sich gar nicht erholen konnte vor Verwunderung und Staunen.

Während dieß geschah, kehrte endlich der kleine August mit einem Arzte zur kranken Mutter zurück. Höchlichst darob erstaunt sagte diese, daß bereits ein Doktor bei ihr gewesen sei und ihr ein Rezept verschrieben habe, das dort auf dem Tische liege.

Der staunende Arzt hatte nichts eiligeres zu thun, als an den Tisch zu gehen und das beschriebene Blatt Papier zu lesen. Kaum aber hatte er einen Blick darauf geworfen, so rief er verwundert: „Was seh ich da! Ein vornehmer Kollege!“ Und freundlich zur Kranken sich wendend setzte er hinzu: „Ja, gute Frau, solch ein Doktor bin ich nicht und derlei Recepte kann ich beim besten Willen niemals verschreiben. Doch glaub ich, daß diese Verordnung eine bessere Wirkung hervorbringen und mehr helfen wird, als das Recept, welches ich Ihnen verschreiben kann.“

Fast erschrocken schaute die Wittve den Doktor an und bat ihn um Aufschluß.

„Der Herr, welcher eben hier gewesen, sagte der Arzt lächelnd, ist Kaiser Joseph in höchstehender Person, unser guter Landesvater. Hier steht's schwarz auf weiß. Das Recept lautet auf fünfzig Dukaten, welche Ihnen, auf diese Anweisung hin, bei der Hofkasse ausbezahlt werden.“

„Ach, Mütterchen, hatte der Mann nicht einen grauen Mantel an, und sah er nicht recht freundlich aus?“ fragte der kleine August, und die Mutter bejahete: „Ganz richtig, liebes Kind.“

„Ja, ja, das ist er gewiß!“ rief der Kleine. „Er hat mir einen schönen blanken Gulden geschenkt, damit ich einen Doktor für dich rufen könnte, und hat mich auch nach Namen und Wohnung gefragt. Das also war der Kaiser!“

Schrecken und Freude zugleich erfüllten jetzt das Gemüth der Kranken. Der Arzt verschrieb ihr ein Mittel zur Beruhigung und Stärkung und verabschiedete sich dann. Er sah deutlich voraus, daß die Freude hier mehr wirken und helfen werde, als alle andere Arznei.

Und so kam's auch; in kurzer Zeit war die Wittve wieder ganz hergestellt und fühlte sich überaus glücklich.

Wenige Tage waren vergangen, da hielt des Kaisers einfacher Wagen abermals vor dem ärmlichen Häuslein in der engen Gasse. Dieß-

mal aber grüßte der Schuhmacher doch noch viel tiefer und ehrerbietiger als das erste Mal. Der Monarch eilte die Treppe hinauf zu der Wittve, welche fast ganz gesund geworden. Voll innigster Freude und tiefster Rührung dankte sie dem edeln Manne für die ihr erzeigte Wohlthat. Aber davon wollte der gütige Fürst nicht viel reden hören. „Lassen Sie das gut sein!“ sagte er abwehrend. „Wer auf einem Throne sitzt, dem fällt's durchaus nicht schwer Gutes zu thun. Er wäre ja vor Gott verantwortlich, wenn er nicht das Elend und die Noth seiner armen Brüder und Schwestern zu lindern suchte.“

Um der Wittve Glück vollständig zu machen, soweit dieß in seiner Macht stand, theilte der Kaiser ihr die Nachricht mit, daß er ihr eine hinreichende Pension ausgesetzt habe, und daß er auch sämtliche Kosten einer standesmäßigen Erziehung für ihren August übernehme. Da war Jubel und Freude die Fülle, und des edeln Fürsten Name wurde unter Thränen des Dankes von der glücklichen Frau und ihrem Söhnlein gesegnet. Er aber entzog sich dem freudigen Danke, den heißen Segenswünschen, so schnell er konnte, und nahm Abschied mit freundlichem Grusse.

Kaum war der kaiserliche Wagen fortgerollt, da eilten, vor Freude strahlend, die Schuhmachersleute die Treppe hinauf in das Stübchen der Wittve. Jubelnd rief der Meister: „Freuet euch mit uns, der gute Kaiser Joseph hat mich zu einem glücklichen Manne gemacht!“ Und er erzählte nun, wie der Monarch zwei seiner Söhne auf seine Kosten erziehen lassen wollte und, außerdem, eine ansehnliche Summe Geldes ihm geschenkt habe, zum Einkauf von Lebervorrath, damit er sein Handwerk auf größere Weise betreiben könne. In seiner überschwenglichen Freude meinte der Schuhmacher, er werde es, mit Fleiß und Geschick, noch bis zum kaiserlichen Hoflieferanten bringen.

Alle Bewohner des ärmlichen Hauses, Alt und Jung, fühlten sich nun glücklich und segneten mit dankbarem Herzen den edeln, leutseligen und wohlthätigen Kaiser Joseph II.

Des Leichtsinrigen Klage.

Was doch heutzutage Alles so fürchtbar theuer wird! 'S ist nicht zum Aushalten, und noch dazu schlechte Waare! Hab da ein Paar neue Stiefel bekommen; kosten mich sechs Thaler, zerreißen schon und sind noch nicht einmal bezahlt! Wo soll's denn noch hinaus?

Die geknickte Blume.

Das Dampfeschiff durchschnitt lähnen und raschen Laufes die Wellen der Nordsee. Immer näher und näher erschienen die Ufer. Es war ein wunderschöner Sommernachmittag. Die Reisenden saßen zumeist oben auf dem Verdeck unter dem schattigen Zeltdach. Lauter glückselige Leute waren's, welche die engenden Städte verlassen hatten und das Seebad aufsuchten, um den müden und abgespannten Körper zu stärken und zu erfrischen in den salzigen Fluthen. Man lachte, plauderte und scherzte und war fröhlich in Hoffnung auf Sand und Strand und Meeresrauschen.

Und das Mägdelein, welches dort matt und bleich neben der sorgenden Mutter saß, war auch fröhlich in Hoffnung. Emilie gehörte zu denjenigen Reisenden, die fern her gekommen waren. Als Kind und aufblühende Jungfrau war sie stets gesund gewesen an Leib und Seele, die Freude ihrer Eltern, der Liebling ihrer Gespielinnen. Da zog plötzlich ein böses Krankheitswetter an ihrem Lebenshimmel auf, und der Blitz streifte ihre heitere, jungfräuliche Stirn. Den dadurch verursachten gelben Streifen wurde sie nicht mehr los und siechte dahin wie eine geknickte Blume. Alle Mittel der Aerzte waren umsonst gewesen. Endlich hatte man ihr die Seelust angepriesen und ihr eine Reise an den Meeresstrand angerathen; vielleicht fände auch sie dort Erfrischung und Stärkung durch des Schöpfers lebenbildigen Hauch. Die Mutter hatte die kranke Tochter geleitet und begleitet.

So saß die bekümmerte Frau nun an Emilien's Seite auf dem Verdeck des eilenden Dampfeschiffes an dem schönen Sommernachmittag, bleich und müde, aber dennoch fröhlich in Hoffnung.

Und bald darauf saß die kränkelnde Tochter vor der Thür des gemieteten Fischerhäusleins und hörte von ferne das Rauschen des Meeres, und träumte dabei von dem Rauschen anderer Wasser in einer Welt, wo keine bösen Wetter aufsteigen. Oder sie wanderte langsam an der Mutter stützenden Arm durch den nahen grünen Wald, wenn Abends ein leises Lüftlein, ein sanftes Säuseln die Wipfel bewegte, und es gemahnte sie an heimlicheres, heiligeres Wehen droben, wo die immer grünen Bäume des Lebens stehen, deren Blätter die ewige Gesundheit bringen. Zuweilen wurde sie auch an das Gestade getragen, und es labte sich ihr Auge im Blick auf die Tiefen der unermesslichen See, und ihr Gemüth ward stille im Gedanken der Tiefe der grundlosen Barmherzigkeit des großen Gottes, der sich das Meer geschaffen hat zu seinem diamantenen Geschmeide.

Herbstlich schon hatte sich der Wald gefärbt und rauher weheten die Lüfte, als die Mutter mit ihrer bleichen Tochter die Heimreise antrat. Es war viel stiller auf dem Dampfeschiff, als vor etlichen Monaten. Fast einsam saßen sie, Mutter und Tochter, auf dem Verdeck. Und als das Fahrzeug landete, sahen sie sich bedeutungsvoll an und verstanden sich.

Denn auch das Lebensschiff der kranken Tochter war nicht mehr fern vom Lande. Nur flüchtig hat Emilie die irdische Heimath noch begrüßt, dann hat sie Abschied genommen von Eltern und Gespielinnen, matt und bleich, aber fröhlich in Hoffnung; dann brausten und zischten die Wellen des Todes auf, allein der Herr über Leben und Tod führte mit eigener Hand das Schifflein ihres Lebens hindurch an das Gestade der ewigen Heimath, wo keine Wetter drohend gehen und keine Blitze sengen und keine Blumen geknickt werden.

Der Erdenloß des müden Leibes aber ward in die Gruft gesenkt als ein Samenkorn auf Hoffnung der Auferstehung und herrlichen Verklärung.

Der Allbarmherzige zerbricht keine geknickte Blume, sondern er richtet sie auf, etliche schon hier, etliche erst dort.

Ruhet wohl, ihr Todtenbeine,
In der stillen Einsamkeit!
Ruhet, bis der Herr erscheine
An dem Ende dieser Zeit!
Da sollt ihr mit neuem Leben
Ihm verklärt entgegen schweben!

Unverhofftes Geschenk.

Im Jahre 1813, als die schwedischen Truppen das Holsteiner Land besetzten, kam der Infanterie-Major, von der Laeken genannt, in der Stadt Kiel, am Baltischen Meere gelegen, in's Quartier bei einem armen Manne, Namens Rabloff. Frühere häufige Einquartirungen, an denen es in jenen kriegerischen Zeiten durchaus nicht fehlte, hatten ihm bedeutende Unkosten verursacht, ihn sogar gezwungen, zur Speisung der ungebetenen Gäste, seine einzige Kuh zu schlachten. Frau Rabloff, welcher das Unglück sehr zu Herzen ging, also daß sie sich kaum trösten konnte, fing bitterlich zu weinen an, als der schwedische Major, das Einquartirungsbillet in der Hand, in ihre Stube trat. Dieser, ein milder Mann, ließ sich die Ursache des Kummers und der Thränen erzählen, und suchte die guten Leute durch die Versicherung zu beruhigen, daß er ihnen nicht die geringsten Ausgaben verur-

sachen würde, „denn,“ meinte er schließlich, „Kaffee und Zucker habe ich bei mir, und meine Mahlzeiten werde ich in einem Wirthshaus auftragen lassen.“

Der Major hielt sein Versprechen, und nach mehreren Tagen zog er mit seinem Regiment weiter.

In den Kadloff'schen Ehegatten hatte er arbeitssame und rechtschaffene Leute kennen gelernt und sich vorgenommen, ihnen nach besten Kräften helfend unter die Arme zu greifen.

Bereits am Tage nach dem Abmarsch der fremden Soldaten, kam ein Bauersmann zu Kadloff und bat ihn, hinaus vor die Thüre mit ihm zu treten. Höchst verwundert folgte Kadloff, der den Bauer durchaus nicht kannte, der sonderbaren Einladung.

Vor dem Hause standen vier Hämmer, zwei Schweine und eine stattliche Kuh, bei deren Anblick Kadloff's Staunen sich noch mehrte. Allein wie ward dem Ueberraschten erst zu Muthe, als der Bauersmann lächelnd sagte: „Dieß Alles schickt Euch der schwebische Major, den Ihr bis gestern in Einquartirung hattet.“

Frau Kadloff, die ihrem Gatten neugierig vor's Haus gefolgt war und die verwunderlichen Worte mit angehört hatte, schüttelte den Kopf und meinte: „Das ist Alles schön und gut, lieber Freund, allein wir können diese Geschenke nicht mit guten Gewissen annehmen, denn es ist doch sicherlich fremder Leute Hab' und Gut. Ich weiß, wie's die Soldaten in Feindesland machen! Nehmt nur die Thiere wieder mit und gebt sie denen zurück, welchen sie von Rechtswegen angehören. Wir wollen uns nicht mit unrechtmäßigem Gut bereichern, denn da ruht kein Segen darauf!“

„Ihr seid im Irrthum, liebe Frau,“ widerrebete der Bauer, „Da, schaut her!“ Er fuhr mit der Hand in seine weite Tasche und zog sie, mit glänzenden Goldstücken gefüllt, wieder heraus. Dann sagte er noch: „Der Herr Major hat's gleich vorausgesehen, daß Ihr derlei Einwendungen machen würdet, und hat mir darum eingeschärft, Euch auch das viele Geld zu zeigen, welches er mir für all' die Thiere hier bezahlt hat. Ihr dürft das Geschenk mit ruhigem Gewissen annehmen.“

Und dabei blieb 's denn auch.

Das Wirthshaus.

Die eilfte Stunde hat geschlagen und die Zecher sind endlich alle fort. Die Schenkwirthin ist mit dem Aufräumen der Flaschen und Gläser

fertig, welche noch auf den Tischen gestanden, und gibt ihrem vom Weindampf benebelten, eingeschlafenen Mann im Vorbeigehen einen Stoß. Auch war er müde geworden von der Arbeit und dem wirren Treiben des Tages. „He da, Mann,“ ruft sie, „aufgewacht und ins Bett!“ Dann holt sie hinter dem Ofen ihr kleines, ebenfalls eingeschlafenes Töchterlein hervor; sie hatte nicht Zeit gefunden, wegen der zahlreichen Gäste, dasselbe zur gehörigen Stunde schlafen zu legen in sein Bettlein. Die aus ihrem ersten Schlummer aufgestörte Kleine fängt heftig zu weinen an und des Kindes Thränen fallen schwer auf das mütterliche Herz. Während sie dasselbe entkleidet, gebent sie ihrer eigenen Kindheit; sie hatte liebe, fromme Eltern gehabt, und ihrem jungfräulichen Alter war auch die Frömmigkeit, die Gottseligkeit nicht fremd. Und jetzt? welch ein Leben führt sie! Diesen ganzen lieben Sonntag heute verbrachte sie inmitten des Gelärms, der gottlosen Flüche, der unzüchtigen Lieder und der Streitigkeiten. „Ach, was ist aus mir geworden!“ seufzt sie und hätte beinahe mit ihrem Töchterlein geweint.

Doch, dieses liegt nun weich gebettet, und ihr Mann auch hat sich niedergelegt. Sie nimmt das Licht, macht noch einen prüfenden Gang durch's Haus und geht dann an den Schank, um den Schlüssel aus der Gelblade zu ziehen. Sie wirft zuvor noch einen Blick hinein; sie ist tüchtig angefüllt; ja, das Geld muß gezählt werden; der böse Geizteufel ist in die Frau gefahren, hat sie nun gänzlich in seiner Gewalt und bringt ihr Gewissen zum Schweigen. Mit dem größten Genuß zählt sie das Geld und formt es zu gleichen Stößen; unheimliche Freude leuchtet aus ihren Augen und über dem Berechnen des heftigen Profits findet sie erst späte den Schlaf, und soll doch morgen recht frühe wieder auf den Beinen sein.

Am Montag, ehe noch die Wirthsstube völlig aufgeräumt ist von dem wüsten Treiben des Sonntags, kommt schon der alte Sepp. „Guten Morgen,“ sagt er, „mein Schnäpsel für zwei Sous. —“ Er ist der Wirthin wohl bekannt; sie weiß, daß er gleich darauf wieder für zwei Sous Branntwein fordern und dann so fortmachen wird aus einer Schenke in die andere. Er ist ein unglückliches Opfer der Trunksucht, der arme, alte Mann, und seine Kräfte nehmen immer mehr ab. Sein braves Weib, das ihn noch im Zaum zu halten wußte, liegt leider seit Wochen draußen auf dem Kirchhof; er suchte den Kummer im Schnaps zu bezwingen und gleitet nun stets tiefer und tiefer den Abgrund hinunter.

Da kommt jetzt Frau Therese herein; sie hält

eine Flasche unter ihrer Schürze versteckt, zieht sie hervor und begehrt, daß die Wirthin dieselbe fülle. Ein bißchen verlegen scheint die Frau wohl, doch nimmt sie sich zusammen. Die gefüllte Flasche wieder unter dem Firtuch verbergend, eilt sie heim und fängt an zu trinken, ist jedoch der Meinung, es wisse Niemand darum, weil sie's im Versteckten thut. Allein im ganzen Orte ist sie als Säuferin bekannt und es heißt: „Die Theres ist eine verlorene Frau.“

So folgen sich nacheinander die Morgenkunden. Jetzt aber hört man wüstes, lärmendes Geschrei von der Straße her, und ein ganzer Trupp Arbeiter aus der Fabrik stürmen singend und brüllend ins Wirthshaus herein. „Wein her! Bier auf den Tisch und Cigarren!“ tönt's wild untereinander. Noch ganz junge Bursche sind dabei; besonders einem davon scheint's nicht ganz wohl zu Muthe zu sein. Ohne Wissen seiner braven Eltern, war er zum ersten Mal ins Wirthshaus gegangen, und die schlechten Kameraden freuten sich, daß es ihnen gelungen war ihn endlich dazu zu verleiten. „He da, Michel, hell auf!“ rufen die Verführer; „mach doch 's Jüngferchen nicht und trink! Mußt zeigen, daß du ein rechter Kauz bist. Stoß' an! Auf deine Gesundheit!“ Und der arme, also aufgeforderte Junge, kann nicht mehr widerstehen; er wirft sich stolz in die Brust und leert das Glas auf einen Zug, um nicht hinter den Spöttern zurück zu bleiben.

In diesem Augenblick wird die Wittve Peter auf der Straße sichtbar. — „Oho, Louis, da kommt deine Mutter,“ rufen etliche; „hurtig, verstecke dich!“ Rasch barg Louis sich hinter einen Schrank, und gleich darauf trat die Wittve Peter besorgt in die Stube.

„Ist unser Louis nicht hier?“ fragt sie, und ihr trauriger Blick schweift rings im lärmenden Kreis umher.

„Nein, Mutter Peter,“ klingt die mehrstimmige Antwort.

Argwöhnisch schaut die arme Frau nochmals um und um, und geht dann tiefbekümmert wieder hinaus. Kaum hat sie die Schenkstube verlassen, so schlüpft ihr Louis, das saubere Fräutchen, aus seinem Versteck hervor und wird von der ganzen wüsten Gesellschaft für die gelungene List beklatscht. Man stößt auf den der Alten gespielten feinen Streich an, und lacht und schreit und trinkt noch weit mehr als zuvor.

So ging's fort und fort an diesem Montag. Bisweilen kam eine oder die andere um ihren Mann besorgte Frau und schaute trüben und traurigen Blickes durch's Fenster in die gefüllte

Schenkstube, ob sie ihren Mann auffinden könnte, der nicht heimgekommen war zum Mittagessen, und kehrte dann wieder weinend und das Lumpen und Saufen verwünschend um. Trotz diesem Allem zählte die Wirthin des Abends abermals befriedigt das eingenommene Geld.

Unglückselige, du zählst das Geld! du zählst aber nicht die Thränen der Eltern dieser jungen Leute, welche in deiner Wirthschaft ganz zu Grunde gehen; du zählst nicht die Verwünschungen und Flüche der armen Hausmütter, die den Verdienst ihrer Männer in deine Geldlade wandern sehen, während daheim die Kinder kein Brod haben; du zählst nicht die Flüche, die unzuchtigen, gottlosen Lebensarten und Lieder, welche sich gleich einem höllischen Schandfleck um die Seele deines Gatten und deines Kindes lagern. Siehst du's denn nicht ein, daß dein Haus ein Ort des Verderbens ist, an dem sich für euch und für die, welche sich bei euch dem Laster der Trunksucht dahingeben, das Feuer entzündet, welches niemals erlischt? Sähest du das ein, du würdest, wie Judas Ischarioth einst, das Sündengeld weit von dir werfen!

Königliche Rache.

Vom kriegerischen Preußenkönig, dem alten Fritz, sind wohl viele und mancherlei Anekdoten bekannt und es gibt wenig Neues mehr von diesem mächtigen Monarchen, der reichlich seine Eigenheiten hatte und seine besonderen Ansichten und Handlungsweisen, zu erzählen. Dennoch ist dem Boten, der, wenn's ihm die Zeit erlaubt, gern in Büchern blättert, ein Stücklein vom alten Fritz unter die Augen gekommen, das vermuthlich nicht männiglich bekannt sein dürfte, und das er drum seinen lieben Lesern erzählen will. Es lautet wie folgt:

Ein preußischer Oberstleutenant, dessen Regiment nach dem siebenjährigen Kriege aufgelöst worden, ging Friedrich II, der Große genannt, oft und bringend um eine neue Anstellung an. Drob wurde der König unwirsch, verlor die Geduld, und verbot seinen Kammerdienern, den Zubringlichen fernerhin bei ihm anzumelden, da er denselben nicht mehr empfangen wolle.

Kurz darauf erschien eine Schmähchrift gegen den Monarchen, welche, durch ihren verwegenen und gehässigen Ton, dem, in diesem Punkte sonst so nachsichtsvollen alten Fritz, so gewaltig auffiel, so sehr ihn wurmte, daß er fünfzig Friedrichsb'or auf die Entdeckung des ungenannten Verfassers setzte.

Unter dem Vorwande, er habe eine äußerst wichtige Mittheilung zu machen, ließ sich der dienstlose Oberlieutenant beim König anmelden, und wurde dießmal vorgelassen.

„Sire!“ sagte er ruhig und gefaßt zu dem streng ihn anblickenden Regenten, „Sie haben demjenigen fünfzig Goldstücke versprochen, der Ihnen den Verfasser der Schmähschrift entdecken würde. Ich bin's! Ich lege mein Haupt Eurer Majestät zu Füßen, mit der festen Ueberzeugung, daß Sie auch Ihr königliches Wort halten werden. In dem Sie den Schulbigen strafen, senden Sie meiner armen Frau und meinen unglücklichen Kindern die versprochene Belohnung, welche derselben äußerst bedürftig sind in ihrer Noth und in ihrem Mangel!“

Betroffen schaute der König den Selbstkläger an. So weit also hatten Noth und Sorgen um die Seinen einen sonst achtungswürdigen und wackern Offizier führen können!

„Geh' Er nach Spandau,“ befahl Friedrich II, „und wart' Er dort ab, was Seines Königs gerechter Zorn über Ihn beschließen wird.“

In der Festung Spandau mußten hauptsächlich Staatsgefangene die über sie verhängte Kerkerstrafe abbüßen.

„Doch, halt, noch einen Augenblick!“ fuhr der Monarch fort, „ich will Ihn einige Zeilen an den Festungs-Kommandanten mitgeben, die demselben gleich einzuhändigen sind.“

Der Brief wurde geschrieben, versiegelt und dem in banger Erwartung Harrenden übergeben, welcher trotzdem mit großer Fassung sagte: „Ich gehorche, Sire! Aber die fünfzig Friedrichs'dor für meine beklagenswerthe Familie?“

„In zwei Stunden wird sie Seine Frau in Händen haben,“ versicherte der König, und Freundlichkeit und Milde strahlten aus seinem Antlitz. „Dieses Schreiben aber,“ setzte er hinzu, „soll der Kommandant erst nach dem Mittagessen öffnen. Das vergeß Er mir ja nicht!“

Nach kurzem aber wehmüthigem Abschied von Frau und Kindern, begab sich der neue Staatsgefangene, so meinte er wenigstens, an den bestimmten Ort seiner Haft und übergab dem Befehlshaber der Festung das königliche Schreiben, mit der vom Regenten ihm eingeschärften Bemerkung wegen des Entsiegelns.

Der geheimnißvolle Brief wurde denn auch richtig bei Seite gelegt und der zukünftige Staatsgefangene vom Festungs-Kommandanten zum Mittagessen eingeladen, während dessen der ebelherzige Mann mit herzlichster Theilnahme ihm die Versicherung gab, daß er gewiß Alles, was in seinen Kräften stehe und die strenge

Dienstpflicht ihm gestatte, anwenden werde, um sein trauriges Loos als Gefangener zu erleichtern.

Nichts destoweniger mundete dem armen Oberstlieutenant das Mittagmahl nicht recht, wenn er seiner trübgestimmten Frau und seiner unglücklichen, vorderhand vaterlosen Kinder gedachte. Allein sein drückender Kummer sollte sich in freudiges Staunen verwandeln.

Nach beendigtem Mittagmahl erbrach der Kommandant, in gespannter Erwartung, das königliche Insiegel, entfaltete die geheimnißvolle Botschaft, überflog schnell und lächelnd die wenigen Zeilen und las sodann mit lauter Stimme: „Ich übergebe dem Ueberbringer dieses Befehls das Kommando von Spandau; er wird in kurzem seine Frau und seine Kinder mit den fünfzig Friedrichs'dor daselbst ankommen sehen. Der bisherige Kommandant geht, in gleicher Eigenschaft, nach Magdeburg, zur Belohnung seiner treugeleisteten Dienste. — Friedrich.“

So schön und edel hat der alte Fritz, der Preußenkönig, gegen einen Mann gehandelt, der, von Noth und Sorgen gebrungen, feindselig wider ihn aufgetreten war.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem und nicht Scheltworte mit Scheltworten, sondern thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen.

NRechtfertigung.

Ein etwas lässiger und zerstreuter Knabe wurde von dem Lehrer, mit strengen Worten, zu mehr Fleiß und Aufmerksamkeit angespornt, und einer seiner Mitschüler, der das Unglück hatte zu spielen, ihm als Muster zur Nachahmung vorgestellt.

„Ja, Herr Lehrer, der hat gut mehr wissen als ich,“ meinte der geschmähte Junge; „bei dem ist's kein Wunder, denn er liest zwei Blätter auf einmal. So weit bring ich's meiner Lebtag nicht!“

Doppeltes Amt.

„Ich stelle zwei Personen in unserm Staatshaushalt vor,“ rühmte sich ein aufgeblasener Amtmann, der zugleich ein feiler Schmeichler und Günstling des Landesoberhauptes war.

„Das ist sehr wahr!“ meinte einer seiner ihm unterstellten Bauern, der nicht die Gewohnheit hatte, ein Blatt vor's Maul zu nehmen, „denn wenn er in die Residenz geht, so kriecht er als Wurm, und hat er's mit uns zu thun, so brüllt er als Sturm.“

erbe, um
 zu er-
 armen
 ist recht,
 d seiner
 aber ge-
 sollte sich
 nach der
 ng, das
 heimlich-
 heit die
 t lauter
 erbringer
 pandau;
 e Kinder
 nkommen
 geht, in
 zur Be-
 — Fried-
 frig, der
 idelt, der,
 feindselig
 und nicht
 ern thut
 erfolgen.
 abe wurde
 , zu mehr
 und einer
 hatte zu
 mung vor-
 ehr wissen
 unge; bei
 bei Blätter
 ner Lebtag
 m Staats-
 sener Amt-
 reichler und
 seiner ihm
 Bewohnheit
 nen, „denn
 recht er als
 n, so brüllt



Schwere Heimsuchung durch Wassernoth.

Vor unsern Augen steht ein Schreckensbild:
 Empörrte Gluthen zischen, brausen wild!
 Es wankt und bricht die Zufluchtsstätt der Armen!
 Und ohne Rettung sinken sie hinab
 In's tiefe, schauerliche Wogengrab;
 O möge Gott der Seelen sich erbarmen!

Schwere Heimsuchung durch Wassernoth.

(Mit einer großen Abbildung.)

Der diesjährige Kalender muß, zu des Boten großem Leidwesen, etwas höchst Trauriges und Herzerschütterndes bringen, nämlich einen kurzen Bericht über die schrecklichen, verheerenden und zerstörenden Ueberschwemmungen, welche so schnell und ganz unerwartet das südliche Frankreich betroffen haben, in der letzten Hälfte des Junimonats 1875. Der vorjährige Sommer war überhaupt nur allzu reich an heftigen Gewittern, Hagelschlägen und Wellenbrüchen, wovon auch einige Gegenden unserer theuerwerthen Heimathlandes leider nicht verschont blieben, sowie ein Theil der Schweiz und Ungarns. Aber die über den Süden Frankreichs hereinbrochenen Heimsuchungen haben noch weit bedeutendern Schaden und größeres Unglück im Gefolge gehabt und die während derselben gefallenen Opfer sind nach Hunderten zu zählen. In seiner ganzen, vollen Wahrheit bekundete sich der 42. Psalm, wo es heißt: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe drausen; alle deine Wasserwegen und Wellen gehen über mich!“

Wir wollen jetzt, theilnehmender Leser, uns in Gedanken in das weitentlegene Departement der Ober-Garonne begeben, nach Toulouse, der alten Hauptstadt der gebirgigen, doch fruchtbaran Provinz Languebec, an welcher die in den Pyrenäen entspringende Garonne vorüberfließt, der Handelsstadt Bordeaux zuströmt und weiter unten in den Ocean sich ergießt. Eben dieser Garonne und dem Aourfluß, welche heftiger, lang anhaltender Regen und der drohen im Gebirge schmelzende Schnee hoch anschwellten, ist der ungeheure Schaden und die so schweren Verluste zuzuschreiben, welche die mittägliche Stadt und die angrenzenden Bezirke gar schmerzlich betroffen haben. Solches geschah in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1875. Diese Schreckenszeit, diese schauerliche Nacht werden in jener hart geprägten Gegend noch lange in traurigem Gedächtniß bleiben!

Untern 24. Juni, dem Feste Johannes des Täufers, meldeten Telegramme, von Toulouse aus entsendet, folgende ergreifende Nachrichten: Die Ueberschwemmung hat weit mehr Verwüstungen verursacht, als man anfänglich meinte. Gegen dreihundert Häuser sind zusammengestürzt oder untergraben. Mehrere Meier über ihrem gewöhnlichen Laufe brauste und schäumte die Garonne dahin, ringsum Alles übersäthend, die Straßen und Gassen umwandelnd in tiefe Bäche, und feste, steinerne Brücken zerschellend. Wäh-

rend zwölf Stunden blieb die niedrig gelegene, drum am meisten bedrohte Vorstadt Saint-Cyprian ohne Hilfe, da die Heftigkeit der Gewässer jede Verbindung unmöglich machte. Gegen Abend schon sind mehr als 120 Reichen aus dem Wasser gezogen worden, und diese Zahl wird sich noch, wie zu befürchten steht, um Vieles vermehren. Der Marquis d'Hautpoul auch ist ertrunken, als er Ueberschwemmung muthig retten wollte, sowie gegen zwanzig beherzte Artilleristen, deren Fahrzeug, mit welchem sie edelmüthig den Bedrängten zu Hilfe kommen wollten, unversehens umschlug. In Folge der Ueberschwemmung, so schließt der erste Bericht, haben 20 bis 25,000 Menschen Alles, Alles verloren!

Anderer Berichte lauten: Nichts war herzzerreißender als der flüchtende Auszug aus dem Saint-Jakobs-Spital, auf der Garonne linien Ufer gelegen, inmitten geräumiger Gärten, am Eingange der Neuenbrücke. Schon war das Wasser in die Keller eingedrungen, in die Gärten und in das Bodengeschloß, als man mit dem Herantragen der armen Kranken begann. Halb neun Uhr Abend war's und die Nacht senkte sich nieder. Mit größter Mühe und Anstrengung nur gelangten die Rettungsschiffe an das bedrohte Hospiz. Rabenschwarz war die Nacht geworden und Pechfackeln mußten angezündet werden. Es bot einen seltsamen, düstern und unheimlichen Anblick dar, diese rettenden Boote so dahin schwanken zu sehen auf der unermesslichen Wasserfläche, in welcher der Fackeln röthlicher Schein sich spiegelte. Die Angst- und Schmerzensrufe der unglücklichen Insassen des Spitals ertönten kläglich in die Ferne! Hundert Siebe wurden glücklich unter schützendes Obdach gebracht, Dank den menschenfreundlichen und hochherzigen Bestrebungen der guten und frommen Krankenschwestern und der wackeren Soldaten der Garnison!

Jeden Augenblick, — so fährt unser Bericht fort, — sieht man durch die noch immer nicht wasserlosen Straßen der schwer heimgesuchten Stadt mit schwarzem Tuch überdeckte Bahnen tragen. Dort liegen Leichname, die der wüthende Strom an's Land geschwemmt hat. Man kann sich unmöglich einen rechten Begriff machen von all' diesem Elend und Jammer! Die meisten Häuser liegen in Trümmern, und, leider, zahlreiche Leiber sind darunter begraben!

Zu diesen Opfern zählt auch der Regierungs-Kommissär beim Toulouser Kriegsgericht, der Kommandant Wehlfart, ein geborener Straßburger, welcher, als er eben in ein vom Wasser durchfluthetes Haus gedrungen war, um zwei

Kinder zu retten, untern zusammenstürzenden Gemäuer einen rühmvollen Tod fand, den Tod menschenfreundlicher Aufopferung! —

Um dem geneigten Leser die Gräuel der Wasserüberwältigungen anschaulicher zu machen, als solches durch bloßes Erzählen geschehen kann, fügt der Bote hier ein Bild bei, das an Ort und Stelle durch Künstlerhand entworfen wurde. Schaut's einmal recht an dieses Bild, liebe Freunde, wenn ihr an den langen Winterabenden im warmen, trauten Stübchen sitzt und beim Lampen- oder Kerzenschein im Kalender leset. Wie dankbar müssen wir sein gegen den lieben Gott, der unsere Heimath behütet und bewahrt hat vor solch schwerem Unglück!

Das Bild stellt eine Begebenheit dar, die sich zu Toulouse, in der Straße Reclusanne, zugefallen hat. Zwanzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, hatten sich vor dem mächtig daherstürmenden, immer höher und höher anschwellenden Gewässer in die oberen Stodwerke des Hauses geflüchtet. Es war dunkle Nacht. Plötzlich, gegen die zweite Morgenstunde, ertönt fürchterlicher Schreck. Die Mauern bersten auseinander, der Fußboden wankt, die an den Wänden hängenden Tafeln fallen verab. Alle die Bedrängten ersäht unendlicher Schrecken.

Jetzt wird Rath gepflogen und drauf beschloffen, einen am Gebäude angebrachten hölzernen Gang oder Altan, der noch einige Festigkeit zu bieten scheint, zum Zufluchtsort zu wählen. Solches geschieht in schiefer Hast und Eile. Kaum hat der letzte Flüchtling den Gang erreicht, so stürzt das untergrabene Haus zusammen, und die Verlassenen sind noch nicht am Ende ihrer Schrecken. Weinen und verzweifeln ringen die Frauen die Hände. Von fernher hört man Jammerruf aus andern bedrohten Häusern herüberschallen.

In dieser entscheidenden Lage ist's halb fünf Uhr geworden. Da löst sich das eine Ende des Altans los und er fängt an zu sinken. Jetzt sind Angst und Schrecken noch größer als zuvor, und auch die Muthigsten verzagen. Wohin soll man nun flüchten? Dort auf das benachbarte Dach? O Schrecken! Die den hölzernen Gang haltende Mauer bricht entzwei! Eils vor Unglücklichen stürzen hinab in die brausende Fluth und kommen elendiglich um; die Uebrigen, welche sich noch so gut's eben geht, anklammern können, stürzen um acht Uhr Hilfe und Rettung. Unermüdbliche Artilleristen, welche geräumige Packwagen herbeiführen, sind die muthigen Helfer aus der Todesnoth! —

Es wäre für den Boten eine sehr betäubende Arbeit, wenn er Alles genau und umständlich erzählen sollte, was Trauriges und Schreckliches sich ereignet hat bei diesen fürchterlichen Ueberschwemmungen der Flüsse und Ströme des mittäglichen Frankreichs, und zudem haben ja die Zeitungen und Korrespondenzen des Weiteren pünktlich darüber berichtet. Die reichen und fruchtbareren Gegenden jener Provinzen, welche, während des Krieges von 1870—71, gänzlich verschont geblieben, sind nun auf längere Zeit verheert und verwüstet worden durch des Wassers unüberstehliche Gewalt, das aller Dämme spottete und Tod und Verderben ringsum verbreitete. Krieg und Pestilenz, Wassers- und Feuernoth sind tiefergreifende, mahnende Heimsuchungen für die arme Menschheit. Wohl denen, die ernstlich darauf merken!

Erhebend und tröstend aber auch ist das Mitgefühl, das brüderliche Mitleiden, welches allüberall sich kundgegeben in Wort und in That. Kaum war die Nachricht des gräßlichen Unglücks, des namenlosen Elends, dem Marischall von MacMahon, dem Präsidenten der französischen Republik, zur Kenntniß gekommen, so machte er sich alsbald auf den Weg nach den überschwemmten Departementen, in Begleitung zweier seiner Minister, um Alles mit eigenen Augen zu sehen und den zahlreichen Verunglückten Trost und Hilfe zu spenden. Bereits am 26. Juni, gegen 3 Uhr Nachmittags, langten diese Herren in Toulouse an und wurden am Bahnhof von sämmtlichen Behörden der Stadt empfangen, und dankbar begrüßt von dem so schwer heimgesuchten Volke, das in ihnen Tröster und Helfer erblickte. An wohlwollendem, tröstlichem Zuspruch und an Geldmitteln ließ es der Marischall nicht fehlen, auch nicht an lobenden Worten für die edeln Männer und Frauen allen Standes, die hochherzig ihr eigenes Leben in die Schanze geschlagen hatten zur Rettung ihrer Brüder und Schwestern!

In allen Städten Frankreichs bildeten sich Hilfsvereine, und Geldsammlungen wurden veranstaltet. Reichlich flossen die milden Gaben herbei, die nach Millionen gerechnet werden können. In fremden Ländern will man ebenfalls nicht zurückbleiben und reicher den Verunglückten eine helfende Bruderhand. Was in Elsaß-Lothringen, unserm lieben Heimathlande, für die Ueberschwemmten gethan worden, braucht der Bote wohl nicht rühmend zu sagen, denn die meisten der geneigten Kalenderleser haben's gewiß durch die Zeitungen erfahren, in denen, während vieler Tage und Wochen, die namenreichen Verzeichnisse der Liebesgaben beträchtlichen Raum erforderten.

Neben
auch d
viele M
Bach
W
daß i
dräben
Frankl
verarm
Der B
homed
Throne
sammer
und N
Schran
Schwe
helsen!
Trog
doch ni
erlegt
Grund
rechnet
erlaufen
Regieri
Abshäp
fert für
heimgef
Wasser
Obe
übersp
Person
gingen
ja 20
geleg
von we
völlig
merhan
Lot-
Wassers
fer ging
beläuft
Tarr
Gemein
Häuser
Ari
Aub
Fr. Sch
Siro
den: 34
Vand
vom We
materi
Gere
Ober
ter Sch

Schwere Heimsuchung durch Wassersnoth.

(Mit einer großen Abbildung).

Der dießjährige Kalender muß, zu des Boten großem Leidwesen, etwas höchst Trauriges und Herzerzitterndes bringen, nämlich einen kurzen Bericht über die schrecklichen, verheerenden und zerstörenden Ueberschwemmungen, welche so schnell und ganz unerwartet das südliche Frankreich betroffen haben, in der letzten Hälfte des Junimonats 1875. Der vorjährige Sommer war überhaupt nur allzu reich an heftigen Gewittern, Hagelschlägen und Wolkenbrüchen, wovon auch einige Gegenden unsers theuerwerthen Heimathlandes leider nicht verschont blieben, sowie ein Theil der Schweiz und Ungarns. Aber die über den Süben Frankreichs hereingebrochenen Heimsuchungen haben noch weit bedeutendern Schaden und größeres Unglück im Gefolge gehabt und die während derselben gefallenen Opfer sind nach Hunderten zu zählen. In seiner ganzen vollen Wahrheit befunbete sich der 42. Psalm, wo es heißt: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich!“

Wir wollen jetzt, theilnehmender Leser, uns in Gedanken in das weitentlegene Departement der Ober-Garonne begeben, nach Toulouse, der alten Hauptstadt der gebirgigen, doch fruchtbaren Provinz Languedoc, an welcher die in den Pyrenäen entspringende Garonne vorüberreißt, der Handelsstadt Bordeaux zufließt und weiter unten in den Ocean sich ergießt. Eben dieser Garonne und dem Abourfluß, welche heftiger, lang anhaltender Regen und der drohen im Gebirge schmelzende Schnee hoch anschwellten, ist der ungeheure Schaden und die so schweren Verluste zuzuschreiben, welche die mittägliche Stadt und die angrenzenden Bezirke gar schmerzlich betroffen haben. Solches geschah in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1875. Diese Schreckenszeit, diese schauerliche Nacht werden in jener hart geprüften Gegend noch lange in traurigem Gedächtniß bleiben!

Unterm 24. Juni, dem Feste Johannes des Täufers, melbeten Teleggramme, von Toulouse aus entsendet, folgende ergreifende Nachrichten: Die Ueberschwemmung hat weit mehr Verwüstungen verursacht, als man anfänglich meinte. Gegen dreihundert Häuser sind zusammengestürzt oder untergraben. Mehrere Meter über ihrem gewöhnlichen Laufe brauste und schäumte die Garonne dahin, ringsum Alles überfluthend, die Straßen und Gassen umwandelnd in tiefe Bäche, und feste, steinerne Brücken zerschellend. Wäh-

rend zwölf Stunden blieb die niedrig gelegene, drum am meisten bedrohte Vorstadt Sankt-Cyprian ohne Hilfe, da die Festigkeit der Gewässer jede Verbindung unmöglich machte. Gegen Abend schon sind mehr als 120 Leichen aus dem Wasser gezogen worden, und diese Zahl wird sich noch, wie zu befürchten steht, um Vieles vermehren. Der Marquis d'Hautpoul auch ist ertrunken, als er Ueberschwemmte muthig retten wollte, sowie gegen zwanzig beherzte Artilleristen, deren Fahrzeug, mit welchem sie ehelmüthig den Verbrängten zu Hülfe kommen wollten, unversehens umschlug. In Folge der Ueberschwemmung, so schließt der erste Bericht, haben 20 bis 25,000 Menschen Alles, Alles verloren!

Andere Berichte lauten: Nichts war herzerreißender als der flüchtende Auszug aus dem Sankt-Jakobs-Spital, auf der Garonne linkem Ufer gelegen, inmitten geräumiger Gärten, am Eingange der Neuenbrücke. Schon war das Wasser in die Keller eingedrungen, in die Gärten und in das Bodengeschloß, als man mit dem Heraustragen der armen Kranken begann. Halb neun Uhr Abend war's und die Nacht senkte sich nieder. Mit größter Mühe und Anstrengung nur gelangten die Rettungsschiffe an das bedrohte Hospiz. Rabenschwarz war die Nacht geworden und Pechfackeln mußten angezündet werden. Es bot einen seltsamen, düstern und unheimlichen Anblick dar, diese rettenden Boote so dahinschwanken zu sehen auf der unermesslichen Wasserfläche, in welcher der Fackeln röthlicher Schein sich spiegelte. Die Angst- und Schmerzensrufe der unglücklichen Insassen des Spitals ertönten kläglich in die Ferne! Fünfhundert Sieche wurden glücklich unter schützendes Obdach gebracht, Dank den menschenfreundlichen und hochherzigen Bestrebungen der guten und frommen Krankenschwestern und der wackern Soldaten der Garnison!

Jeden Augenblick, — so fährt unser Bericht fort, — sieht man durch die noch immer nicht wasserlosen Straßen der schwer heimgesuchten Stadt mit schwarzem Tuch überdeckte Bahren tragen. Dort liegen Leichname, die der wüthende Strom an's Land geschwemmt hat. Man kann sich unmöglich einen rechten Begriff machen von all' diesem Elend und Jammer! Die meisten Häuser liegen in Trümmern, und, leider, zahlreiche Ufer sind darunter begraben!

Zu die sen Opfern zählt auch der Regierungs-Kommissär beim Toulouser Kriegsgericht, der Kommandant Wohlfart, ein geborener Straßburger, welcher, als er eben in ein vom Wasser durchfluthetes Haus gebrungen war, um zwei

Kinder zu retten, unterm zusammenstürzenden Gemäuer einen ruhmvollen Tod fand, den Tod menschenfreundlicher Aufopferung! —

Um dem geneigten Leser die Gräuel der Wafersverwüstungen anschaulicher zu machen, als solches durch bloßes Erzählen geschehen kann, fügt der Bote hier ein Bild bei, das an Ort und Stelle durch Künstlerhand entworfen wurde. Schaut's einmal recht an dieses Bild, liebe Freunde, wenn ihr an den langen Winterabenden im warmen, trauten Stübchen sitzt und beim Lampen- oder Kerzenschein im Kalender leset. Wie dankbar müssen wir sein gegen den lieben Gott, der unsere Heimath behütet und bewahret hat vor solch schwerem Unglück!

Das Bild stellt eine Begebenheit dar, die sich zu Toulouse, in der Straße Reclufanne, zugegetragen hat. Zwanzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, hatten sich vor dem mächtig daherstürmenden, immer höher und höher anschwellenden Gewässer in die oberen Stockwerke des Hauses geflüchtet. Es war dunkle Nacht. Plötzlich, gegen die zweite Morgenstunde, ertönt furchtbares Gekrach. Die Mauern bersten auseinander, der Fußboden wankt, die an den Wänden hängenden Tafeln fallen herab. Alle die Bebrängten erfahrt unendlicher Schrecken.

Jetzt wird Rath gepflogen und drauf beschloffen, einen am Gebäude angebrachten hölzernen Gang oder Altan, der noch einige Festigkeit zu bieten scheint, zum Zufluchtsort zu wählen. Solches geschieht in fieberhafter Hast und Eile. Kaum hat der letzte Flüchtling den Gang erreicht, so stürzt das untergrabene Haus zusammen, und die Verlassenen sind noch nicht am Ende ihrer Schrecken. Weinend und verzweifelt ringen die Frauen die Hände. Von fernher hört man Jammerruf aus andern bedroheten Häusern herüberschallen.

In dieser entsetzlichen Lage ist's halb fünf Uhr geworden. Da löst sich das eine Ende des Altans los und er fängt an zu sinken. Jetzt sind Angst und Schrecken noch größer als zuvor, und auch die Muthigsten verzagen. Wohin soll man nun flüchten? Dort auf das benachbarte Dach? O Schrecken! Die den hölzernen Gang haltende Mauer bricht entzwei! Eils der Unglücklichen stürzen hinab in die brausende Fluth und kommen elendiglich um; die Uebrigen, welche sich noch so gut's eben geht, anklammern können, finden um acht Uhr Hülfe und Rettung. Unermüdlige Artisten, welche geräumige Packwagen herbeiführen, sind die muthigen Helfer aus der Todesnoth! —

Es wäre für den Boten eine sehr betrübende Arbeit, wenn er Alles genau und umständlich erzählen sollte, was Trauriges und Schreckliches sich ereignet hat bei diesen furchtbaren Ueberschwemmungen der Flüsse und Ströme des mitäglichen Frankreichs, und zudem haben ja die Zeitungen und Korrespondenzen des Weiteren pünktlich darüber berichtet. Die reichen und fruchtbaren Gesilde jener Provinzen, welche, während des Krieges von 1870—71, gänzlich verschont geblieben, sind nun auf längere Zeit verheert und verwüstet worden durch des Wassers unwidderstehliche Gewalt, das aller Dämme spottete und Tod und Verderben ringsum verbreitete. Krieg und Pestilenz, Wassers- und Feuersnoth sind tiefergreifende, mahnende Heimgüchungen für die arme Menschheit. Wohl denen, die ernstlich darauf merken!

Erhebend und tröstend aber auch ist das Mitgefühl, das brüderliche Mitleiden, welches allüberall sich kundgegeben in Wort und in That. Kaum war die Nachricht des gräßlichen Unglücks, des namenlosen Glends, dem Marschall von MacMahon, dem Präsidenten der französischen Republik, zur Kenntniß gekommen, so machte er sich alsobald auf den Weg nach den überschwemmten Departementen, in Begleitung zweier seiner Minister, um Alles mit eigenen Augen zu sehen und den zahlreichen Verunglückten Trost und Hülfe zu spenden. Bereits am 26. Juni, gegen 3 Uhr Nachmittags, langten diese Herren in Toulouse an und wurden am Bahnhof von sämmtlichen Behörden der Stadt empfangen, und dankbar begrüßt von dem so schwer heimgesuchten Volke, das in ihnen Tröster und Helfer erblickte. An wohlwollendem, tröstlichem Zuspruch und an Geldmitteln ließ es der Marschall nicht fehlen, auch nicht an lobenden Worten für die edeln Männer und Frauen allen Standes, die hochherzig ihr eigenes Leben in die Schanze geschlagen hatten zur Rettung ihrer Brüder und Schwestern!

In allen Städten Frankreichs bildeten sich Hilfsvereine, und Geldsammlungen wurden veranstaltet. Reichlich flossen die milden Gaben herbei, die nach Millionen gerechnet werden können. In fremden Landen will man ebenfalls nicht zurückbleiben und reichet den Verunglückten eine helfende Bruderhand. Was in Elsaß-Lothringen, unserm lieben Heimathlande, für die Ueberschwemmten gethan worden, braucht der Bote wohl nicht rühmend zu sagen, denn die meisten der geneigten Kalenderleser haben's gewiß durch die Zeitungen erfahren, in denen, während vieler Tage und Wochen, die namenreichen Verzeichnisse der Liebesgaben beträchtlichen Raum erforderten.

Neben der ansehnlichen Spende des Reichen stand auch das bescheidene Scherlein der Wittve, und viele kleine Bächlein machen am Ende auch einen Bach.

Als Merkwürdigkeit soll noch gemeldet werden, daß sogar der mahomedanische Bey von Tunis, drüben an der afrikanischen Meerestüste, 5000 Franken gesandt hat für die durch Wassersth not verarmten Christen, und sein Minister 2000 Fr. Der Vice-König in Egyptenland, auch ein Mahomedaner, sein einziger Nachfolger auf dem Throne und ein Minister haben, alle dreie mit-sammen, 18,000 Fr. gesteuert. Barmherzigkeit und Nächstenliebe überschreiten alle gezogenen Schranken, und alle Menschen sollen Brüder und Schwestern sein und gegenseitig sich lieben und helfen!

Trotz all' dieser milden Spenden aber werden doch nicht sämtliche zahllose Verluste genugsam ersetzt werden können, die in den Fluthen zu Grunde gegangenen Menschenleben gar nicht gerechnet, welche, leider, mit keinem Golde mehr zu erkaufen sind. Die seitdem, auf Anordnung der Regierung, vorgenommenen Untersuchungen und Abschätzungen haben folgenden Nachweis geliefert für die verschiedenen Departemente, welche heimgesucht worden sind durch die entsetzliche Wassersth:

Ober-Garonne: 70 Gemeinden wurden überschwemmt; 2600 Gebäude stürzten ein; 330 Personen ertranken; 5000 Hausthiere aller Art gingen verloren. Der materielle Schaden wurde zu 20 Millionen Fr. abgeschätzt. Die niedrig gelegene Vorstadt von Toulouse, Sankt-Cyprian, von welcher vorhin schon die Rede gewesen, ist völlig verwüstet und zerstört, ein wahrer Trümmerhaufen.

Lot- und Garonne: 60 Gemeinden litten Wassersth; 30 Menschen ertranken; 600 Häuser gingen zu Grunde. Der materielle Verlust beläuft sich auf 24,300,000 Fr.

Tarn- und Garonne: 31 überschwemmte Gemeinden; 116 Ertrunkene; 1605 zerstörte Häuser. Materieller Schaden: 13,690,000 Fr. Ariège: Wesentlicher Verlust: 7,739,408 Fr. Aude: 120 betroffene Gemeinden; 3,409,700 Fr. Schaden.

Gironde: Vom Wasser übersfluthete Gemeinden: 54; materieller Verlust: 3 Millionen Fr. Landes: Ueberschwemmte Gemeinden: 107; vom Wasser bedecktes Ackerfeld: 36,000 Hektare; materieller Schaden: 2,900,000 Fr.

Gers: Materieller Verlust: 3 Millionen Fr. Ober-Phyrenäen: Eine Million angerichteter Schaden.

Macht also, im Ganzen, neun Departemente, die mehr oder weniger gelitten haben; 476 Tode; 4805 unterwühlte und zerstörte Gebäude und 84,039,108 Franken wären vonnöthen, um den binnen so kurzer Zeit verursachten Schaden einigermaßen zu ersetzen! —

Etwas Schauerliches muß der Bote nachträglich noch erzählen: Nachdem die übervolle Garonne wieder ihren geregelten Lauf hatte, bot der Friedhof von Toulouse, über welchen die verheerenden Fluthen mit Macht dahingeströmt waren, einen schmerzlich ergreifenden Anblick dar. Die Kreuze und Denksteine lagen um, die Gräber waren aufgewühlt, die Familiengewölbe theilweise zertrümmert und die Särge in die Höhe gespült, mit losgerissenen Deckeln. Todtengerippe und halbvermoderte Leichname lagen dar-ringsum unter großen zerplitterten Balken und Hausgeräthe verschiedener Art, welches die empörten Wogen dahergetrieben hatten, und pest-artiger Geruch erfüllte die Luft.

Von der ganzen, meistens von Arbeiterfamilien bewohnten Vorstadt Sankt-Cyprian bleiben nur wirre Trümmer übrig; tiefaufgewühlt ist der Erdboden. Die armen, halbnaekten Ueberschwemmten kauern trostlos neben ihren zusammengestürzten Wohnungen auf ganz durchnäßten Matratzen. Theilnehmende Soldaten begeben sich in alle Stadtviertel und bringen den Unglücklichen Nahrungsmittel und Kleidung. Allüberall herrscht Elend und Jammer; hier klagt und trauert ein Satte um die verlorene Lebensgefährtin; dort beweint eine Mutter das ertrunkene Kind; dem dort ist keines übrig geblieben von seiner ganzen Familie! Ueberall Thränen, überall Verzweiflung! — So lautet der Bericht eines Augenzeugen. —

Wir wollen hier stille halten! Wohl könnte der Bote noch von dem sechsstündigen furchtbaren Gewitter und dem Wolkenbruch erzählen, durch welche am 7. Juli, bei hereinbrechender Nacht, die Einwohner der schönen Manufakturstadt Lisleuz, in der obst- und wiesenreichen Normandie freundlich gelegen, in Angst und Schrecken versetzt wurden, und wobei auch mehrere Menschenleben zu Grunde gingen. Allein es mag für jetzt genug sein! — Im Frühjahr 1875, als der Bote seine Schreiberien begann für das Schaltjahr 1876, da dachte er nicht im Entferntesten daran, daß so betrübende Sachen zu berichten sein würden. Uns armen, kurz-sichtigen Menschenkindern ist's halt nicht gestattet, in die dunkle Zukunft zu schauen, und wir müssen uns brum einzig und allein, mit kindlicher Ergebung und festem Vertrauen, auf Den stützen, auf Den getrost

uns verlassen, der im Regimente sitzt und ohne Dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt und kein Sperling vom Dache. Ihn, den Allweisen und Allbarmherzigen, wollen wir glaubensvoll walten und regieren lassen, wie Er's für gut findet, denn schließlich führet Er doch Alles herrlich hinaus!

Unsere traurige Erzählung möge mit folgendem Liebervers endigen:

Vor Feuers- und vor Wasser-noth,
Vor einem bösen, schnellen Tod,
Behüt' uns, lieber Herr und Gott!
Beschütze uns mit starker Hand,
Und segne ringsum Stadt und Land,
Laß Frieden tröstlich walten!
Wir wollen fest auf Dich vertraun,
Wie Kinder auf zum Vater schaun,
Und nur an Dich uns halten!
Wir sprechen mit getrostem Muth:
Der Herr macht endlich Alles gut!

Selbstanklage.

Bei einem öffentlichen Gastmahl gewährte der Oberkellner daß einer der silbernen Köffel schließlich fehlte, und theilte diese unangenehme Entdeckung dem Wirth mit. Dieser, ein gewiegter und witziger Mann, trat zur lustigen Gesellschaft, die noch beim Nachtiſche, dem Dessert, saß, und kündigte, zum großen Erstaunen, das Verschwinden des Köffels an. Viele der Gäste machten den Vorschlag, ein Jeder solle sogleich seine Taschen umwenden, allein der Wirth meinte, dieß sei nicht nöthig und er bitte um die Erlaubniß, ein anderes Mittel versuchen zu dürfen, was ihm einstimmig bewilligt wurde.

„Nun also, meine Herrn, möge Jeder die Güte haben, den Kopf unter den Tisch zu strecken, Eins, zwei, drei!“

Solches geschah, unter lautem Gelächter über den drolligen Einsfall, und der Wirth fragte: „Haben jetzt die geehrten Herren alle den Kopf unter dem Tisch?“

Ein allgemeines „Ja!“ klang als Antwort.

„Der auch, welcher aus Versehen den Köffel eingesteckt hat?“ forschte der Wirth weiter, und ganz unwillkürlich entfuhr dem Schuldigen das verrätherische „Ja!“

„Nun,“ meinte der pfiffige Wirth ganz trocken, „wenn das ist, so geben Sie denselben nur wieder heraus!“

Weiterklärung.

Kurz nach zwölf Uhr des Mittags begegneten sich zwei Bekannte auf der Straße, wovon der eine seine Uhr vergessen hatte und daher den an-

dern fragte: „Sag mir doch, wie viel ist's an der Zeit?“

„Wenig oder nichts,“ erhielt er zur Antwort. „Wie verstehst Du das?“ forschte der Uhrenlose weiter.

„Ist ja ganz natürlich,“ lautete die Erklärung, „es ist noch nicht einmal ein Uhr, und weniger als eins ist nicht viel mehr als nichts.“

Dauerhafter Zeug.

Eine Londoner Dame wollte guten Atlas kaufen zu einem Sonntagskleide. Sie begab sich in einen der besuchtesten Läden und der Kaufmann legte ihr die schönsten Muster zur Auswahl vor. Eines derselben gefiel der Dame sehr gut, nur äußerte sie die Besorgniß, der Zeug scheine wohl solid, doch besürchte sie, daß er zu leicht breche. „Was, der brechen!“ rief der Seidenhändler ganz eifrig; „ich, kann Ihnen die Versicherung geben, der Atlas da hält ewig, und sobald können Sie sich erst noch einen Unterrock daraus machen lassen!“

Inzuebefriedigende Neugierde.

Ein Bauersmann begab sich in die Stadt zu einem Advokaten, um sich Rath's zu erholen in einer streitigen Angelegenheit. Auf dem Schreibpult des Rechtsgelehrten bemerkte er einen großen schön bemalten Globus und fragt verwundert und neugierig, wie man das hübsche Ding da heiße? „das ist eine Weltkugel, guter Freund,“ lautet des Advokaten Antwort.

„So, so!“, meint der Frager, und setzt hinzu: „Dann seht Ihr wohl auch so freundlich und zeigt mir die Welt kugel. Die möcht ich auch gern einmal sehen!“

Der Fußeppich.

Ein angesehenener Einwohner eines elsässischen Kantonsorts, — die Namen will der Bote für sich behalten, — besaß einen schönen großen Hund, ein wahres Prachtexemplar, der die Bewunderung Aller erregte, die ihn sahen. Dieser prächtige, gelehrige und treue Vierfüßler, — ob's ein Neufundländer oder eine englische Dogge war, ist dem Kalendermann nicht berichtet worden, — wurde mauserig, dann krank und ging endlich, trotz aller Pflege und Medikamente, mit Tod ab. Nun sollte, zum Andenken, ein Fußeppich gemacht werden aus dem schön gestreiften Pelze, mit Beibehaltung des großen schwarzen Kopfes. Der löbliche zu Rath gezogene Kürschner versprach, ein wahres Meisterstück zu liefern, das in dem flottsten Prunkgemach paradiren könnte.

Am jedoch den fraglichen Kopf so natürlich und genau wie möglich herzustellen, fragte der Meister Kürschner, ob der Schädel des armen Hundes vielleicht noch vorhanden sei, was nicht bestimmt bejaht werden konnte, worauf der Teppichfabrikant, schnell bedacht und höchst unbefangenen, die Meinung äußerte: „S macht juschit niz, wenn m'r au de Schädel von Ihrem Hund nimm finde; 's kummt m'r grad yn, daß ich selwer e Hundskopf habb, nurr weiß i nit, ob er zue Ihrem Pelz paßt.“

Die rettende Spinne.

Wer gelernt hat auf Gottes geringste Führungen und Wege zu achten, wird sich auch an ähnliche, scheinbar kleinliche Erlebnisse erinnern, die er in liebendem Andenken behält, weil sie ihm diezarte Vorsorge bekunden, der Mittheiden mit uns haben kann und der ihm ins Ohr und Herz geflüstert: „Ich will dich nicht verlassen noch veräumen.“

Vor mehreren Jahren fand in Paris ein merkwürdiges Verhör statt wegen eines Mordes. Die Umstände waren folgende: Ein Mann aus dem Arbeiterstande, der mit seiner Frau in unglücklicher Ehe lebte, also daß täglich Zanf und Haber zwischen den Unverträglichen herrschte, nahm sich vor, diesem freudelosen Zustand ein Ende zu machen und seiner Frau durch Vergiftung sich zu entledigen. Lange wartete er auf eine passende Gelegenheit, den schrecklichen und ruchlosen Plan auszuführen, natürlich ohne etwas derlei merken zu lassen. Endlich war's ihm eines Tages gelungen, beim gemeinschaftlichen Mittagmahl das tödtliche Pulver, als eben die Frau noch in der Küche etwas zu besorgen hatte, in ihren gefüllten Suppenteller zu schütten. Da es jedoch dem Giftmischer unmöglich war ruhig zuzusehen, wie sein Opfer den gewissen Tod hinunterschlürfte, so verließ er, unter geringfügigem Vorwand, auf einige Augenblicke die Stube. Während ihres Mannes kurzer Abwesenheit, und ehe die Frau die vergiftete Suppe noch angerührt hatte, fiel eine Spinne von der Decke herab auf den Teller, worüber die ganz Arglose, welcher die Spinnen von Natur höchst widerlich waren, einen solchen Ekel faßte, daß sie mit dem besten Willen die Suppe nicht mehr hätte essen können. Damit dieselbe aber nicht verloren gehe, wechselte die dem Tode Geweihte schnell die Teller, denn, dachte sie: „Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß; drum wird sich mein Mann die gute Suppe doch schmecken lassen; er hat ja die häßliche Spinne nicht gesehen.“

Höchst unruhig und verstörten Blickes trat der Giftmischer jetzt ein, während seine Frau noch ruhig ihre Suppe verzehrte, setzte sich an den Tisch und begann zu essen mit zitternder Hand, indem er jedoch scheu und verstoßen nach seinem Opfer hinüberschaute.

Jetzt war der Teller geleert, und kurz darauf fühlte sich der Schuldbewußte von heftigen Krämpfen befallen; mehrere Anzeichen von Vergiftung zeigten sich, welche ein herbeigerufener Arzt ohne große Mühe sogleich erkannte. Die keiner Giftmischerei sich bewußte Frau wurde verhaftet, weil der Verdacht aufgestiegen war, sie habe ihren Mann aus dem Wege räumen wollen, denn die Mißthelligkeiten und der tägliche Haber der zankfüchtigen Eheleute waren in Haus und Nachbarschaft leider bekannt genug.

Die Verhaftete, welche kein solches Verbrechen sich vorzuwerfen hatte, betheuerte vor dem Untersuchungsrichter nachdrücklich ihre Unschuld und erzählte, auf Befragen, das Erlebnis mit der Spinne und das dadurch veranlaßte Wechseln der Teller. Als der dem Tode im Rachen liegende Mann erfuhr, wie er durch eine Spinne vom Morde abgehalten worden sei, erkannte er solches als ein höheres Walten und gestand reumüthig seine Schuld, bevor er den furchtbaren und gräßlichen Schmerzen erlag! —

Merke: Die Ameise, die Spinne, die im Sonnenstrahl tanzende Mücke, jedes Geschöpf, hat seine bestimmte Aufgabe, und Der, welcher sie geschaffen, kann sie brauchen zu was und wie Er will. Er hält die geheimnißvollen Saiten unseres Herzens, die durch die leiseste Berührung zur Freude oder zur Wehmuth gestimmt werden, in Seiner Hand, und Er allein versteht sie, Er, der alle Welten regiert, beachtet auch jeden Kummer, jeden Seufzer der Seelen, die Sein Eigenthum sind.

Wenn es heißt: Alle eure Sorgen werfet auf Ihn, so geht das nicht nur Solche an, die unserm natürlichen Verstand als passende Glaubens- und Gebetsgegenstände vorkommen, sondern diese trostvolle Ermahnung schließt Alles dasjenige ein, was ein Kind des ewigen Vaters, der sogar die Haare auf unserm Haupte gezählet hat, beschweren, versuchen oder betrüben kann. Wunderbar sind des Höchsten Wege!

Unerforschlich sei mir immer
Meines Gottes Weg und Rath:
Sei die Nacht auch ohne Schimmer,
Die mich hier umdüstert hat:
Ist doch Alles, was Er thut,
Wie's auch scheine, weise, gut!

'S Heumysel un d'Ameis.

(Frei nach Lafontaine.)

(In Straßburger Mundart.)

D'Frau Ameis kriegt zuer Winterszht,
Wo grad viel Schnee geleije,
Ganz unverhofft emool Bisht;
Diß isch' re-n-ungeleije!
Denn d'Ameis halt't uff Sparfamkeit,
Het am Verschwende wenni Fraid!

Es Zimferle gar nett un sfn,
Mit Spitze-n-un Manschette,
Gepflüt vom Hunger, duet erhn
In's propper Stüewel trette:
'S Heumysel isch's, biß wuschelang
Gejuwelt het mit Sing und Sang!

Es bettelte um e Stüeckel Brod,
Will waijer schier verzaue;
Verzählt d'r Ameis syri Noth
Mit Gryne-n-un mit Kaaue.
D'Frau Ameis gitt'm Brod genue
Un denne guete Nooth d'rzue:

„Schau, Kind, so lang m'r jung un g'sund,
Wueß m'r bedächtli spare,
Un tummt d'rnoh e truurgi Stund,
— Ich au habb's schunn erfahre —
Ze brucht m'r by de fremde Lht
Ze borrije-n-un ze bettle nit!“

„'S gitt, leider Gott, in dere Welt
Gar arri viel so Narre,
Die wisse nit wie m'r sfn Geld
For spöeter nuß kann spare,
Un lewe nurr, in Suus un Bruus,
Herz, was d'begehrsch, Johr hn, Johr usz!“

„Die köennte sich an dir, myn Kind,
Es guet's Exempel nemme,
Un brhche d'noh, vor Fründ un Find,
Sich waijer nit ze schämme!
Däet Jedes uff's Heumysel sehn,
Ze wüerd's 'm b'stimmt au besser gehn!“

D. H.

Schreckliche Todesstrafe.

Wohl sind die Maulwürfe, diese unterirdischen Thierlein, schon sehr oft und nachdrücklich in Schutz genommen worden von sachverständigen Gelehrten, die klar zu beweisen suchten, daß diese vierfüßigen Erbarbeiter dem Landmann eher Nutzen als Schaden bringen, und doch werden die armen Schelme meistens immer noch verfolgt,

gefangen und gehangen oder sonst zu Tode gebracht. Da hat einmal der Eigenthümer eines schön angelegten und gut unterhaltenen Gartens die ihm höchst unangenehme Entdeckung gemacht, daß ein Maulwurf unter seinem liebsten Blumenbeete hantirte und rumorte und mir nichts, dir nichts den Grund in die Höhe stieß, was gar nicht malerisch aussah und dem auf Ordnung haltenden Gartenliebhaber gewaltigen Aerger verursachte.

„Dem Ding will ich ein Ende machen,“ dachte der Pfiffikus, und stellte sich, mit einem Spaten bewaffnet, geduldig auf die Lauer. Er hatte bemerkt, daß der Maulwurf gewöhnlich des Abends, zwischen fünf und sechs Uhr, zu stoßen anfing, aber nicht zum Vorschein kommen wollte, gleichsam als hätte er geahnt, daß ein Feind ihm nach dem Leben trachte. Drei, vier Tage lang hatte der erboste Mann gewartet, und kam nun auf den Gedanken, mit dem Spaten an derjenigen Stelle den Grund aufzustecken, woselbst er das arbeitende Thierlein vermutete. Sein Plan glückte und er erwischte den zappelnden Maulwurf beim Grips. Was nun mit dem Sträfling anfangen, der ihm sein schönstes Blumenbeet verwüstet und ihn selbst einige Tage lang am Narrenseile herumgeführt hatte? Mit dem scharfen Grabscheit ihn mitten durchschneiden? Ach was, ein solch schneller Tod wäre zu leicht für einen so großen Missethäter, der verdient auch größere Todesstrafen! Nach kurzer Ueberlegung beschloß der pfiffige, aber grausame Mann, den boshafte Gefangenen lebendig zu vergraben!

Der letzte Buchstabe des A B C.

Der Professor Zachariä, ein Gelehrter und Dichter des vorigen Jahrhunderts, lebte in Braunschweig. Er hatte großen Hang zur Prachtliebe und Bequemlichkeit. Außer einer glanzvollen Wohnung und einem reichbesetzten Tische, schaffte er sich auch einen prächtigen Wagen zu Spaziersfahrten an, auf dessen beide Thüren er ein Z, den Anfangsbuchstaben seines Namens, malen ließ. Als der berühmte und geistreiche Schriftsteller Lessing, ein Zeitgenosse Zachariä's, erzählen hörte, daß derselbe in dieser buntemalten Kutsche stolz umherrolle, sagte er ganz ernst und trocken: „Zachariä hätte wenigstens das Z an seinem Kutschenschlag weglassen sollen, denn wenn die Leute diesen Buchstaben erblicken, so haben sie das Recht zu sagen: Es ist nichts dahinter!“

Mesger und Kapuziner.

(Mit einer Abbildung.)

Im heutigen Großherzogthum Posen, früher zu Polen gehörig, seit 1815 aber eine preussische Provinz, ging's vor mehr als hundert Jahren nicht ganz glatt und eben zu; wegen der in den dichten Wäldungen hausenden und verwegenen Räuber, war's nicht gut reisen in jenem Lande; Ueberfälle, Mordthaten und Verabungen kamen gar häufig vor, und in alten Büchern finden sich schauerliche Erzählungen in Menge von derlei Raubangriffen. Beim Durchblättern eines solchen Buches fand der Bote eine recht merkwürdige Begebenheit verzeichnet, die er jetzt seinen lieben Lesern zu erzählen gedenkt. Es läuft einem ganz kalt und warm den Rücken hinauf, wenn man sich die Sache so recht lebhaft vorstellt; doch kann man sich mit dem Gedanken trösten, daß heutzutage das Reisen, in der Regel wenigstens, kein so gefährvolles Unternehmen mehr ist, wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Posener Lande.

Es war um's Jahr 1740 ungefähr, da machte sich ein feder, kräftiger Bursche, der bei einem reichen Metzgermeister der Stadt Posen in Diensten stand, im Auftrage seines Herrn auf den Weg in entferntere Ortschaften, um Schlachtvieh einzukaufen. Er ging also „uff's Gaij," wie man bei uns sagt. Niklaus, so hieß der Bursche, trug eine lederne Geldkase, mit etlichen hundert Thalern gefüllt, strogend um den Leib geschnallt, damit er die zu machenden Einkäufe gleich baar bezahlen könne. Zwei bis drei Tagereisen von der Stadt, im Dorfe Wierschebaum, von welchem aus sein Weg durch einen großen Wald führte, macht Niklaus Rast in einem Wirthshaus und erfrischt sich mit einem guten Trunk. Der gesprächige Wirth kann sich nicht enthalten, dem Burschen seine Verwunderung und sein Bedenken darüber auszudrücken, daß er sein vieles Geld so offenbar und augenfällig an sich trage, und zudem ganz allein durch den ziemlich ver-rufenen Wald gehen wolle.

„Wißt Ihr denn nicht, guter Freund," warnt der rebliche Mann, „daß Räuber und Mörder im Walde hausen, die einen Menschen wohl um etlicher Groschen, geschweige um mehrerer hundert Thaler willen todtzuschlagen?"

„Ihr habt gut reden," entgegnet der Metzgerbursche, „aber wo soll ich den schweren Geldpack anders hintun als in meinen ledernen Gurt? Auf diese Art wird mir die Last am wenigsten schwer. Und was die Räuber betrifft, so hab' ich gegen diese fünferlei Hülfe bei mir. Die erste

und beste ist die Hülfe Gottes; auf diese vertraue ich von ganzem Herzen; die zweite ist da mein guter, starker Hund, auf den ich mich verlassen kann; die dritte hier mein scharfer Hirschfänger; die vierte und fünfte mein frischer Muth und kräftiger Arm. Was braucht sich's mehr!"

Da der Wirth fernere Warnung für fruchtlos hält, läßt er den Metzger fortziehen und wünscht ihm glückliche Reise.

Bereits war der unerschrockene Niklaus bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Da tritt plötzlich aus dem dichten Gebüsch ein Kapuzinermönch hervor auf die Straße, der gar ängstlich sich umschaut. Zaghaften Schrittes naht er sich dem einsamen Wanderer und spricht mit kläglichlicher Stimme: „Ach wie ist mir's doch so lieb, daß ich Jemand antrefe hier in diesem bösen, dichten Walde, in welchem es so unsicher sein soll, wie die Leute sagen. Wolltet Ihr wohl, guter Freund, mich in Schutz nehmen, bis wir zu dem unheimlichen Forste hinaus kommen?"

„Von Herzen gern, ehrwürdiger Vater," bejahete der gute Niklaus, und so wanderten die Beiden nebeneinander süßbaß.

Beim geringsten Geräusch im Dickicht scheint den Kapuziner eine große Furcht anzuwandeln; ängstlich drängt er sich an seinen Begleiter und klagt: „Ach Gott, wie wirb's uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen!"

„Da seid nur ganz ruhig, Herr Vater," tröstet Niklaus. „Seht Ihr da meinen großen Hund? Das ist ein braver Kerl, und würde für sich allein drei Räuber zerreißen, wenn sie's wagten, die Hand an mich zu legen. Und, müßt Ihr wissen, mein Hirschfänger hier ist auch nicht stumpf! Hab' ihn noch geschliffen, ehe ich mich auf die Reise machte."

„Ist er wirklich recht scharf, Euer Hirschfänger?" fragt der Mönch.

„Das will ich meinen!" bestätigt der Metzger; „könnt ja selber Euch davon überzeugen zu Eurer Beruhigung."

Mit diesen Worten zieht er den Hirschfänger ein wenig aus der Scheide, und der Kapuziner, um Erlaubniß bittend, zieht die blanke Waffe vollends ganz heraus.

„Ich darf eigentlich," sagt er, die Klinge betrachtend, „mit keinerlei Gewehr umgehen, doch, da wir hier allein, mitterseelen allein sind, und keiner meiner Ordensbrüder oder sonstigen Bekannten mich sieht, kann ich wohl auch ein solch gefährlich Ding einmal näher betrachten."

Also sprechend faßt der Mönch den Hirsch-

fänger, welchen er anfänglich ganz vorsichtig und ungeschickt gehandhabt, beim Griffe an und macht damit so drollige und komische Luftsprünge und Fuchteleien, daß der arglose, ehrliche Metzgerbursche weiblich darüber lachen muß. Während dieser Fechtkünste aber führt der Kapuziner einen so geschickten und kräftigen Hieb nach dem Kopfe des nahestehenden Hundes, daß er demselben vorn bei der Stirn die Schnauze durchhaut. Das schöne, treue Thier stößt einen lauten, jämmerlichen Schrei aus und stürzt todt zusammen, vor den Füßen seines Herrn!

Jetzt wendet sich der verkappte Raubmörder, — der aufmerksame Leser wird schon längst so 'was gemerkt haben, — rasch zu dem ganz verblüfften Niklaus, packt ihn drohend bei der Brust und fordert ihm, mit geschwungenem Hirschfänger, den strohenen Geldgurt ab, sonst habe sein Leben am längsten gebauert.

Der also Bedrohte ist wohl augenblicklich bestürzt, verliert jedoch die Geistesgegenwart nicht, sondern sagt ruhig und besonnen: „Ich seh's, Herr, ich bin in Eurer Gewalt, und mir bleibt nichts anderes übrig, als Euch mein Geld zu geben. Wenn ich aber nach Posen zurückkomme zu meinem strengen Meister, ohne Geld und ohne Einkäufe, wird er mir schwerlich glauben wollen, daß ich, gezwungener Weise, Euch die ganze Baarschaft habe überlassen müssen. Seid darum so gefällig und macht mir ein Zeichen, damit männiglich dran erkennen kann, daß ich unter Räuber- und Mörderhände gefallen sei. Bitte recht sehr um diesen Liebensdienst!“

Der verummimte Räuber stuzte nicht wenig ob der sonderbaren Zumuthung und fragte den Metzger, was er denn eigentlich unter diesem Zeichen, das er so dringend verlangt, verstehe? „Das Beste wird wohl sein,“ antwortet der besonnene Bursche, „wenn Ihr mir die rechte Hand mit meinem Hirschfänger abhauet, so sehr es auch schmerzen wird.“

„Das soll mir eine Kleinigkeit sein,“ lacht höhnißch der Buschflepper, „besonders wenn Ihr's durchaus so haben wollt. Das ist Eure Sache!“

„Führt aber den Hieb dergestalt,“ bat Niklaus, „daß es mit dem ersten Male genug ist und der Schmerz nicht zu lang andauere. Seht, ich will meine Hand auf den abgesägten Baumstumpf hier legen; zielt nach dem Gelenke und haut recht herzhast zu!“

Und der muthige Metzger streift ruhig den Rock- und den Hemdärmel hinauf und legt die bloße Hand mitten auf den glatten Baumstruncken. Der Räuber hält den Hirschfänger hoch empor, zielt, holt zu einem gewichtigen Streich

aus und führt denselben mit aller Kraft gegen die hingestreckte Hand. Im nämlichen Augenblick aber zieht der pfiffige Niklaus mit Blitesschnelle sie zurück, die scharfe Klinge fährt in das Holz hinein und bleibt fest darin stecken. Dieses hatte der Metzger beabsichtigt. Er läßt dem Wegelagerer nicht Zeit, den Hirschfänger wieder aus dem Baumstumpf zu ziehen, sondern stürzt schnell auf ihn los, packt ihn mit fester Hand an der Gurgel, wirft ihn zu Boden, versetzt ihm noch manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und knebelt ihm dann mit einem guten Stricke, den er wegen des Viehkaufs bei sich führte, Hände und Füße. Um seinem Gefangenen das Hülfeschreien, durch welches Helfershelfer hätten herbeigelockt werden können, unmöglich zu machen, steckt er ihm auch einen Knebel in den Mund, läßt ihn am Boden liegen und kehrt eilends nach Wierschebaum zurück.

Bei der Ortsbehörde zeigt der gerettete Metzgerbursche den abenteuerlichen Vorfall an, und mehrere bewaffnete Männer werden sofort in den unheimlichen Wald geschickt, unter der Leitung des Niklaus. Der an Händen und Füßen festgebundene Räuber hatte natürlich nicht weit springen können, und seine Gefangenenehmung war keine schwierige Aufgabe. Er trug deutliche Spuren an sich von des Fleischergesellen kräftiger Faust, die ihm gar arg mitgespielt hatte.

Der vermeinte Kapuziner wurde, unter sicherm Geleit, nach der nahegelegenen kleinen Stadt Schwerin, an der Wartha, gebracht und dem Gericht überliefert. Ohne den Kerl weiter zu schlagen oder zu peinigen, gelang es, durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes strenges Fasten, ihn bald so zahm und kirre zu machen, daß er den verborgenen Aufenthaltsort, den Schlupfwinkel, und die Orte der Zusammenkünfte seiner Mordgesellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und mit ihm hingerichtet wurde, zur Warnung für andere schlimme Kumpane.

Der Einfall, durch den der muthige Niklaus sich rettete, war allerdings eigenthümlich und gewagt genug, denn hätte der ehrliche Bursch seine Hand nur um eine Sekunde zu früh oder zu spät zurückziehen wollen, dann wäre es nicht um das anvertraute Geld allein, sondern auch um sein Leben geschehen gewesen. Von den fünfserlei Hülfen jedoch, deren Begleitung er sich, dem warnenden Wirthe gegenüber, rühmte, sind ihm vor allem die erste und, nach dieser, die beiden letzten so gut zu statten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entging, nur der Hund, sein



Wesger und Kapuziner.

guter, treuer Begleiter, hatte dabei sein Leben eingebüßt.

Fleischdiebstahl.

Bärbel, die gute und fürsichtige Köchin, hatte ein prächtiges Stück Fleisch, säuberlich eingepackt, in eine Schüssel gelegt, hinab in den Keller getragen, auf den Schafst gestellt und zur Vorsicht ein Brenkel darüber gedeckt, in der Hoffnung, es werde so vor den Gelüsten der verstorbenen Kaze, dem Minettel, sicher und wohlgeborgen sein. Als sie aber des Morgens in den Keller kam um das Fleisch zu holen und zum Mittagessen zuzubereiten, da ward's der armen Köchin ganz schwach, als sie das umgestürzte Brenkel auf dem Boden liegend und die Schüssel leer fand. Gräßlich schimpfend über das Teufelsvieh, das Minettel, eilt Bärbel hinauf, klagt dem im Hausgang ihr bezeugenden Herrn das große Unglück und schließt ihre Jeremiade mit den erbitterten Worten: „Wenn i d'Kaz, diß Laster, verwittsch, dere will i awwer ynhenke! Sie soll an mi denke!“

Der Hausherr mußte lachen über den gewaltigen Ingrimm der bestohlenen Köchin und sagte ganz ruhig: „Sie untersteht sich aber nicht, die Kaze bezüwegen ihr schlagen, denn die hat bewiesen, daß sie ihr Handwerk gut versteht. Ich lobe sie darum!“

Rhum und Aepfelwein.

In der schönen Handelsstadt Frankfurt-am-Main und der Umgegend gibt's guten hellen Aepfelwein zu trinken, der aus der baumreichen Wetterau stammt. In seinen jungen Jahren, als der Bote, dazumal ein munterer reisender Handwerksbursche, das deutsche Reich die Kreuz und Quer durchzog, hat ihm dieser schmachtaste Aepfelmost herrlich gemundet, und er kann daher aus Erfahrung reden und den kühlenden Trank loben.

Kommt einmal ein Norddeutscher, dessen Gaumen nach etwas schärferem und stärkerem als Aepfelwein verlangte, in solch eine reinliche Frankfurter Wirthschaft und fragt die Aufwärterin:

„Sagen Sie' mal, kann man hier Rhum kriegen?“ Was Rhum oder auch, Rum ist, wird der geneigte Leser wohl wissen; der Zuckerranntwein wird so genannt. Verwundert schaut die Kellnerin den fremden Gast an und sagt ziemlich schnippisch: „Herr, hier wird nicht 'rumgekrochen! Hier setzt man sich ruhig auf die Bank an den Tisch und trinkt seinen Aepfelwein wie andere gute Bürgerleute!“

Geleisteter Liebesdienst.

Als Napoleon I, der immer kriegslustige und meist auch siegreiche Kaiser der Franzosen, den verderblichen Kampf mit Rußland, im Jahr 1812, voll Hoffnung des Gelingens, unternommen hatte, da ging's nicht just nach seinem Kopfe. Bis nach Mostau, Rußlands alter Hauptstadt, war er siegreich vorgebrungen mit seinem tapfern, kampfsgeübten Heere, doch nun hieß es: Bis hieher und nicht weiter! Witten in einem der strengsten Winter unseres Jahrhunderts, mußte die französische Armee, bei welcher sich auch Mannschaften der deutschen Verbündeten befanden, sich zurückziehen durch die unwirthlichen, enbloßen Eis- und Schneefelde. Die ungemaine gräßliche Kälte, an welche die aus milderen Ländern stammenden Krieger nicht gewohnt waren, rieb viele Tausende schonungslos auf, und ohne Führer, ohne Obdach und ohne hinreichende Lebensmittel, irrten die Entmuthigten auf den öden Schneesteppen umher. Die Regimenter lösten sich auf und Ordnung und Mannszucht war unmöglich mehr zu halten.

Eines Tages zogen auch einige Soldaten ihren mühseligen Weg daher und suchten Rettung so gut sie konnten. Die Kälte war fast unerträglich. Sie gehörten zu den wenigen Glücklichen, welche nicht eben so großen Hunger gelitten hatten, wie viele Tausende ihrer Kameraden, und waren ziemlich gut auf den Beinen. Während sie nun so dahinzogen, gewahrten sie mehrere Todte und Halbtodte, welche da zerstreut umherlagen; einige Ausgehungerte und von der grimmen Kälte fast gänzlich Erstarrte, saßen dort um ein wärmendes Feuer herum und sahen in stillem, verzweifelt Dahinbrüten dem nahenden Tode entgegen.

Unter diesen um das Feuer sitzenden Kriegsgelenten, befand sich ein noch sehr junger Mann, den die Vorüberziehenden an der hellblauen Uniform als einen bayerischen Landsmann erkannten.

„Hört, Kameraden, haltet an!“ rief einer derselben; „hier ist ein stammverwandter Bayer, mit dem's vermuthlich zu Ende geht, wenn Niemand sich seiner annimmt. Laßt sehen, ob wir ihn nicht mit uns nehmen können. Wer hilft?“

Aber die Uebrigen hatten dazu keine Lust, denn sie meinten, durch diese Beschwerde könnten sie sich selbst zu sehr ermüden und sodann auch dem Tode zum Opfer fallen. Der mitleidige Soldat aber, Werner mit Namen, ließ sich durch die herzlose Weigerung seiner Gefährten nicht abschrecken und in seinem guten Vorsatz irre

machen, sondern ging zum knisternden Feuer hin, half dem armen erschöpften Landsmann vom Boden auf, gab ihm einen Schluck Brauntwein zu trinken aus seiner Feldflasche, nahm ihn dann am Arm und schritt langsam mit ihm vorwärts. Nach einigen gar mühevollen Stunden erreichten die Beiden höchst unerwartet ein Dorf und wurden gastfreundlich aufgenommen in einer Bauernwohnung.

Der wackere, gutmüthige Werner verpflegte seinen Schützling nach besten Kräften, verband ihm die erfrorenen, schmerzenden Füße, theilte sogar noch seine Baarfchaft mit ihm, mußte ihn aber, wohl oder übel, am andern Tage mit schwerem Herzen verlassen, weil der Gerettete noch nicht Kraft genug fühlte zum Weiterziehen.

Wer aber war dieser Gerettete? Ein bayerischer Offizier, der in dem wirren Durcheinander des unheilvollen Rückzugs getrennt worden von seinem Regiment. Er konnte nicht die genügenden Worte finden, um dem mitleidigen Werner für seinen Beistand, seinen wahren Samariterdienst, zu danken, wie er's so gerne gewollt hätte. Er erkundigte sich nur nach seinem Namen und nach seinem Wohnort im heimathlichen Bayerlande, und schrieb die Angaben in seine Brieftasche ein.

Nach Verlauf einiger Tage, als er sich wieder etwas kräftiger fühlte, verließ der Offizier das Dorf und wandte sich der nächstgelegenen Stadt zu, hoffend, dort ein Lazareth zu finden und freundliche Aufnahme und Pflege darin. Solches geschah zum Glück auch und er erlangte wieder völlige Heilung und Gesundheit. Er trat nun abermals in den Dienst und machte den ganzen folgenden Feldzug mit.

Werner aber hatte unterdessen seinen Abschied erhalten und war heimgekehrt zu seinen Eltern, ziemlich bemittelte Bauerleute. Treulich stand er ihnen bei in den vielfachen Arbeiten, vergaß fast gänzlich des wilden Krieges und seiner mannigfachen Strapazen, mit gerührtem Herzen aber dem lieben Gott dankend, der ihn so gnädig und väterlich behütet und bewahrt hatte.

Zwei Jahre waren so friedlich vergangen. Eines Morgens fuhr ein prächtiger Wagen in Werners Geburtsdorf ein, vierspännig, mit einem Bedienten in reicher Livree hintenauf. Im Wagen selbst saßen ein alter und ein junger Herr. Alle Dorfbewohner schauten zu den Fenstern heraus, und wer just auf der Straße sich befand, lief hinter dem Wagen her, neugierig zu wissen, was diese reichen Leute wohl in das einsam gelegene Dorf führen möge. Endlich hielt der Kutscher sein flinkes Gespann an und fragte

einen der Umstehenden, ob in dem Orte hier ein junger Mann Namens Werner wohne, der als Soldat den Feldzug nach Rußland mitgemacht habe. Die Antwort lautete bejahend, und der durchaus nicht allzu große Hof, in welchem die Familie Werner wohnte, wurde dem Fragenden willfährig gezeigt, nicht ohne staunende Verwunderung der Leute, die sich gar nicht denken konnten, was die vornehme Herrschaft bei den Werner's wollte, welche keineswegs zu den Begüterten im Dorfe zählten.

Jetzt hielt der prächtige Wagen vor dem bescheidenen Hause. Der junge Werner kam heraus, höflich grüßend, die Mütze in der Hand. Kaum aber hatte der in der Kutsche sitzende junge Herr ihn erblickt, so jubelte er laut auf vor Freude, öffnete hastig den Kutschenschlag, sprang heraus und fiel dem höchlichst erstaunten ehemaligen Soldaten stürmisch um den Hals. Werner wußte gar nicht, was er von dieser unerhofften Umarmung denken sollte, denn solche vornehme Bekanntschaft hatte er ja in seinem ganzen Leben nicht gehabt.

„Kennst du mich nicht mehr, braver Werner?“ rief der hübsche junge Herr. „Weißt du denn nicht, wie du mir im fernen, unwirthlichen Rußland das Leben gerettet hast? Schau' mich nur recht an!“

Plötzlich erinnerte sich Werner jetzt jener Begegnung auf den Schneefeldern und des Liebesdienstes, den er seinem verlassenem und hilflosen Landsmann hatte leisten können, und freute sich sehr ihn so unvermuthet wiederzusehen; allein die kostbaren Kleider, der prächtige vierspännige Wagen und die Dienerschaft wollten ihm gar nicht in den Kopf und machten ihn ganz irre. Er wagte es nicht, so recht freundlich und herzlich mit dem vornehmen Herrn zu sein. Dieser jedoch umarmte ihn immer auf's Neue und preßte ihn an die dankbare Brust; Freudenthränen perlten in seinen Augen.

Jetzt stieg auch der alte Herr, der Vater, aus dem Wagen und schritt auf Werner zu, leutselig die Hand ihm reichend und seinen väterlichen Dank aussprechend. Die umstehenden Dorfbewohner blickten verwundert um sich und konnten gar nicht klug werden aus der merkwürdigen Begebenheit.

Endlich kam's zu Erklärungen; die fremden Herren nannten ihren Namen. Der Vater war ein sehr begüterter und angesehenener bayerischer Graf und der von dem wackern Werner vom sicheren Tod errettete Offizier, sein einziges Kind. Sie kamen hier ins Dorf, um den ehelich Lebensretter aufzusuchen und ihn zu fragen, wo-

mit sie ihm ihre Dankbarkeit beweisen könnten. Davon aber wollte Werner durchaus nichts wissen, denn, meinte er, nichts weiter als seine Pflicht habe er ja gethan, und er fühle sich glücklich und zufrieden in seinem heimatlichen Dorfe; Nahrungsforgen kenne er nicht.

Als die vornehmen Gäste sahen, daß der uneigennützig junge Mann von dieser Meinung nicht abzubringen war, denn sie hätten ihn gerne mit sich genommen in ihre Besitzungen, kauften sie das schönste Bauerngut, das eben im Dorfe feil war, und machten es dem erstaunten Werner großmüthig und dankbar zum Geschenk. Da half keine Weigerung; Werner mußte, übel oder wohl, annehmen.

Später kam der junge Graf manchmal wieder in das stille Dorf, um seinen lieben Lebensretter zu besuchen, und fast alljährlich rollte der gräfliche Wagen heran, um den wackern Bauersmann abzuholen in das stattliche, von fruchtbaren und ausgedehnten Ackergebirgen umgebene Schloß.

Die theilnehmende Base.

Die älteren Kalenderleser erinnern sich noch, daß früher auf der sogenannten „Bischofsklappe“ des Straßburger Münsters ein Lufttelegraph angebracht war, der mit Paris korrespondirte, versteht sich, nur des Tags und bei hellem Wetter. Wunderliche und seltsame Zeichen, welche nur die Eingeweihten verstanden, mußte der Telegraph machen mit seinen beweglichen Gliedern, aufwärts und abwärts und in die Quere, was gar merkwürdig anzuschauen war. Zu Anfang der dreißiger Jahre, als es in der Hauptstadt Frankreichs manchmal noch ziemlich stürmisch und blutig berging, in Folge der Zulkrevolution, hatte der Telegraph gar vieles zu berichten und war bei klarem Wetter in fortwährender Bewegung. An solch einem merkwürdigen Tage nun, besuchte der Bote eine alte etwas wunderliche Frau Base, aus deren Wohnung man ganz deutlich das seltsame und geheimnißvolle Treiben des lustigen Fernschreibers, des Telegraphen, beobachten konnte. Die in ihren Begriffen ziemlich beschränkte Frau sah ganz traurig und niebergeschlagen aus, und auf Befragen, was ihr denn Bekümmerniß verursache, sagte sie mit weinerlicher Stimme: „O lieber Herr Wetter, in Paris mueß 's hyt widder gräßli un bluetti zuegehn, denn zitter denne Morje schlaaf b'r Telegraph in Ein Stück d'Händ liewer 'm Kopf z'amme! Die arme Pariser duure mi in d'r Seel drinne! Wenn wurr'd's denn emool Rueß by ne gewe!“

Der Wolf.

Am Fionzo liegt ein großer Marktflecken, den der freundliche Leser Flietsch heißen kann oder Fleggio, wie er will. Das erste Wort ist deutsch, das andere italienisch. Kommt er aber selbst einmal dahin, so wird er finden, daß es daheim, zwischen dem Schwarzwald und dem Wasgau ganz anders aussieht als um diesen Marktflecken her, über den die gewaltigen Bergfürsten, die Alpen, ihre eisgrauen Häupter halten, bedeckt mit ewigem Schnee.

Vor mehr als hundert Jahren aber lebte in dem Flecken ein Küster oder Sakristan, der, statt zweier, vier Hände und Füße hätte süglich brauchen können. Denn wollte er in der großen Kirche seiner Schuldigkeit nachkommen, so hatte er mit dem ewigen Licht und den Weibkesseln und den Messen und den Tausen und den Leichen und den Gängen für die Pfarrherren, und Kerzen auf den Altären, die Hände voll zu thun. Sollte er aber auch in der Kapelle draußen vor dem Ort, die seiner Obacht anvertraut war, verrichten, was seines Amtes war, so hätte er oft an zwei Orten zu gleicher Zeit sein müssen, oder gar an dreien, wenn drüben im goldenen Schiff der Hauptfänger und der Organist bei einem Gläschen Wein ihn erwarteten.

Deswegen gab er die Kapelle einer Base von ihm draußen am Flecken, die eine Wittfrau war, und überließ ihr ein kleines Stück Wiese nebenan für das Lüten der Morgen-, Mittag- und Abendglocke und für die andern Geschäfte, so in dem kleinen Gotteshaus zu besorgen waren. Die Wittib aber übergab den Dienst ihrem Sohne, einem Knaben von vierzehn Jahren, der sonst nichts zu thun hatte, als ihre etlichen Schafe und Ziegen zu hüten.

Hännsi aber, — so hieß der Knabe, — wartete seines Amtes auf das Beste, denn er hatte Lust daran. Und wenn er am frühen Morgen auszog mit seinen Thieren, hängte er die zwei großen Kapellenschlüssel an einen Strick über die Schulter, wie ein Feldhauptmann seine Schärpe. Den Schlüssel zur Sakristei hätte er an den Werktagen wohl daheim lassen mögen, dieweil er nur den größeren zur Eingangsthüre des Kirchleins brauchte; aber es ging ihm noch ganz nach der Kinder Weise, die da sich und andere Leute gerne daran erinnern, daß ihnen etwas übergeben und anvertraut worden. Seine Thiere aber wußten schon, daß sie Morgens und Abends vor dem Gotteshause halten und warten mußten, bis ihr Hüter drinnen die Glocken gezogen hatte. Und zu seiner Mutter sagte Hännsi: „Wenn mich

einmal ein Schneesturm überfällt, und ich kann nicht mehr gar nach Hause kommen, so flüchte ich mich mit dem Vieh in die Kapelle. Hat doch der Herr, unser Heiland, auch seine erste Nacht auf Erden in dem Raume zugebracht, der den Hirten und ihren Thieren gehörte. Und wenn du nun läuten hörst, liebe Mutter, so magst du ruhig schlafen und wissen, daß Alles gut mit uns steht.“

Der Hännsi, als ein kühner und rüstiger Knabe, trieb oft im October noch, wenn's schöne Tage gab, bis an die Zwergföhren hinauf, und konnte auch einmals wirklich seine Hütte nicht mehr erreichen wegen eines Schneesturms, sondern floh mit seiner kleinen Heerde in das Kirchlein und schloß hinter sich zu. Im Glockenhaus wies er den Thieren ihre Lagerstätte an, und weil er sich selbst mitten unter sie legte, froh's ihn nicht, und des andern Tages kam er wohlbehalten zu seiner Mutter heim.

Die ging ihm aber nicht, wie er hoffte, fröhlich entgegen, sondern ganz verwirrt und verweint, und klagte ihm, wie gestern der Baber bei ihr gewesen und sie an ihren Schafen habe pfänden wollen, weil sie noch nicht bezahlt hätte, was er an Kurkosten, von der Krankheit ihres verstorbenen Mannes her, den ein herabstürzender Balken arg verletzt hatte, zu fordern habe. Fünfundzwanzig Gulden könne sie aber nicht aufbringen, und wenn sie auch ihre Kirchenkleider verseze.

Bei diesen Klagen der armen Mutter kam jedoch Hännsi in keine große Verlegenheit, sondern antwortete: „Ja, warum nicht gar fünfundzwanzig Gulden! Der soll gesund bleiben, bis er sie kriegt! Er nimmt die Hälfte, wenn ich sie ihm heute noch bringe. Und zwölf Gulden borgt mir der Better Wefner auf Lämmer und Wolle, die wir nächstes Frühjahr bekommen. Aber vorerst muß ich wieder hinauf in die Kapelle, denn die neugierigen Geissen sind hineingewitscht und haben sich unmantierlich aufgeführt.“

Mit diesen Worten nahm Hännsi seiner Mutter besten Besen und ging wieder hinauf in die Kapelle und fing an zu kehren und zu säubern. Als er aber bis hinter die Thüre gekommen war, brängte sich etwas herein, das aussah wie ein großer Hund. Allein, obgleich der Knabe das Thier nur von hinten sehen konnte, so merkte er doch gleich, daß es ein Wolf war, und während die Bestie, den Geruch von den Schafen und Ziegen in der Nase, mit großer Gierde mitten in das Kirchlein hineinstürzte, sprang Hännsi, ohne sich lange zu besinnen, hinaus und schloß hinter sich zu.

Dann schritt er, mit dem Besen auf der Schulter, ruhig dem Anthause brunten zu und zeigte an, er habe broben in der Kapelle einen Wolf gefangen, größer als er je noch einen gesehen. Man wollte es ihm nicht glauben. Als aber seine wichtige Botschaft Lärm im Orte machte, und Alles, Alt und Jung, den Berg hinauf lief, hörte man das gefangene Unthier schon von ferne gräulich heulen und toben, und Einer, der vorausgelaufen, und dem zunächst Nachkommenden auf die Schulter stieg und durch's Fenster hineinschaute, bestätigte, daß es wirklich ein Wolf sei. Nun kam der Forstgehülfe mit einer kurzen Leiter herbei. Die legte er an die Mauer, erklimm Sprosse um Sprosse, und löste etliche Glasscheiben aus dem Fenster, also daß er mit seiner Büchse in das Kirchlein hineingelangt und dahin und dorthin zielen konnte. Dann wartete er, bis der Wolf wieder seine Vorderfüße auf einen Betstuhl legte und zu ihm hinaufschaute, wie's auch die Maus in der Falle zu thun pflegt, wenn sie sich aufrichtet und nach Erlösung aus der Gefangenschaft auspäht.

Hännsi aber stand vorn an dem Haufen Neugieriger und hatte den ihm anvertrauten Schlüssel schon in die Thüre gesteckt. Und als die Büchse knallte und der Schütze sich umwendete und rief: „Der hat einmal sein Theil!“ durfte er nur umbrechen und aufdrücken.

In den Oesterreicher Landen, zu denen der Marktslecken Flitsch oder Fleggio gehört, bekommt, wer einen Wolf erlegt, fünfundzwanzig Gulden zur Belohnung. Die erhielt der wackere Hännsi auch, und dem Forstgehülfsen gab er die Wolfschaut für sein Pulver und Blei. Des Unthiers rechte Vorderlätze wurde an die Regierung geschickt.

Mit dem Gelde bezahlte er den Baber, und mit seiner Mutter daheim dankte der gute wackere Knabe Gott dafür, daß er an ihnen seine Gnade und Wahrheit so verherrlicht hatte. Und als der Frühling wieder ins Land hereinbrach, war's dem Hännsi lieb, daß er seine Lämmer mit auf die Alpe nehmen konnte und nicht dem Better Siegrist geben durfte.

Die guten Flitscher aber müssen es seit jener Zeit hören, daß man sagt, bei ihnen gehe der Wolf in die Kirche, und können doch nichts dafür, daß ihr Ort so gar nahe an den Wolfschluchten liegt, einer sehr schlimmen Nachbarschaft.

Ein seltenes Familienfest.

Die Zahl dreizehn hält Mancher für eine Unglückszahl und ein alter erfahrener Mann pflegte lächelnd zu sagen, die hätten nicht Unrecht, welche glaubten, von Dreizehn in Gesellschaft oder zu Tische müsse jedesmal bald Einer sterben; er sei der Meinung, ihrer mehrere sogar und, mit der Zeit, Alle.

Zu Gräfenhainichen, im Sachsenland, dem Geburtsort Paul Gerhardt's, des Verfassers so vieler kernigen und frommen Kirchenlieder, ist aber einmal Einer überaus froh und glücklich gewesen, als er Dreizehn an seinem Tische zählen konnte, ja, so froh und glücklich, daß er seine Freude nur durch stumme und doch vielstimmige Thränen kundgeben konnte. Das war der alte Ortsgeistliche, dem der Herr den Jakobssegen der Kinder gegeben: zwölf Söhne und obendrein eine Tochter; und auch er hatte seinen Kindern den Jakobssegen gegeben, wie geschrieben steht: „Und Jakob segnete seine Söhne, einen jeden mit einem besondern Segen. —“ Der alte Vater hatte die Freude erlebt, daß alle zwölf Söhne im Predigtamt standen, aber der eine hier, der andere dort, zwei in den deutschen Ostsee-Provinzen des großen russischen Kaiserreichs, einer in Amerika, einer als Missionar in Indien, die andern in der Kurmark und Neumark, in Sachsen, Pommern und Schlesien. Wenn nun des Vaters Geburtstag nahe, zogen von allen Himmelsgegenenden her Briefe und Botschaften in das Pfarrhaus und alle wurden aufgehoben von der treuen Tochter Liebeshand, bis der Geburtstag anbrach, und dann der Reihe nach gelegt, wie die Söhne sich im Alter folgten, und auf jeglichem Brief prangte ein Blumenstrauß.

So war auch der achtzigste Geburtstag des würdigen Pfarrherrn, des noch rüstigen Greises, im Anzug, und die Tochter hatte schon heimlich seit langer Zeit den Lieblingswunsch auszuführen gesucht, alle Brüder zu diesem Feste zu vereinigen, und ebenso heimlich und im Stillen, wie sie es angelegt, waren auch alle in die Heimath gekommen, so daß, am Vorabend des Festes, keiner mehr fehlte.

Am frühen Morgen des freudigen Tages waren Alle versammelt in dem großen Zimmer des Pfarrhauses, und erwarteten den Eintritt des theuren achtzigjährigen Vaters, der nichts wußte von ihrer heimlichen Ankunft.

Als der Festmorgen erschienen war, fragte der Zubelgreis nach den Briefen, die sonst immer regelmäßig eingelaufen, und die bewegte Tochter versicherte, es sei diesmal auch nicht ein einziger

angelangt. Als der Vater ihr befremdet und forschend ins Auge schaute, gestand sie, die drei Brüder aus Pommern seien gekommen, um den theuern Vater selbst zu beglückwünschen.

„Wo sind sie?“ ruft der höchlichst Erstaunte, und erhält die Antwort: „Drüben im großen Zimmer.“

Er steht von seinem Lehnstuhl auf, um hinüber zu gehen, muß sich jedoch, tief ergriffen, wieder niedersetzen, als die Tochter mit freudig zitternder Stimme berichtet: „Lieber Vater, nicht drei, sondern sechs Brüder sind hier!“ Still faltet der Greis die Hände zum Gebet, versucht dann abermals aufzustehen, und sinkt abermals in den Lehnstuhl zurück, als die Tochter thränenden Auges fortfährt in ihren Geständnissen: „Ach, zürne mir nicht, liebes Väterchen, daß ich nur noch einmal rede. Du möchtest vielleicht zwölf Brüder beisammen finden!“ Da richtet sich der Vater auf, stark und kräftig, und Auge und Herz dankbar nach Oben gerichtet, schreitet er in die große Stube und erblickt dort die zwölf Söhne in ihrer amtlichen Kleidung versammelt, und bei seinem Eintritt ertönt feierlich Zinzendorfs bekannter Gesang:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein u. s. w.

Und die zwölf Söhne hatten sich die Hände gerichtet, und der überglückliche Vater hatte die sehnigen segnend erhoben mit den Worten: „Nun will ich gerne sterben, da ich euer Angesicht gesehen habe!“

Durch Aller Herzen zitterte es hindurch wie eine Ahnung jener großen Stunde, in welcher auch Alle, Alle, die hienieden getrennt werden durch Leben oder Sterben, wieder vereint sein werden in der Freude des Wiedersehens, auf welches keine Trennung mehr folgt.

Aber am Tische des Pfarrhauses saßen nun dreizehn Prediger, denn die Tochter ließ sich's nicht nehmen, ob sie gleich Maria hieß, und auch eine Maria im wahren Sinne des Wortes war, heute die Marthadienste zu verrichten, aber nicht mit Sorgen und Mähen, sondern mit Freuden und Frieden. Die Mutter aber war nicht mehr bei dem Feste, sondern saß längst schon droben an einem andern Tische in der Wohnung des ewigen Friedens.

Auflösung der Räthselnüsse:

Die Räthselnüsse sind:
1. Pelz, 2. Kelle, 3. Kelle, 4. Kelle, 5. Kelle, 6. Kelle, 7. Kelle, 8. Kelle, 9. Kelle, 10. Kelle, 11. Kelle, 12. Kelle, 13. Kelle, 14. Kelle, 15. Kelle, 16. Kelle, 17. Kelle, 18. Kelle, 19. Kelle, 20. Kelle, 21. Kelle, 22. Kelle, 23. Kelle, 24. Kelle, 25. Kelle, 26. Kelle, 27. Kelle, 28. Kelle, 29. Kelle, 30. Kelle, 31. Kelle, 32. Kelle, 33. Kelle, 34. Kelle, 35. Kelle, 36. Kelle, 37. Kelle, 38. Kelle, 39. Kelle, 40. Kelle, 41. Kelle, 42. Kelle, 43. Kelle, 44. Kelle, 45. Kelle, 46. Kelle, 47. Kelle, 48. Kelle, 49. Kelle, 50. Kelle, 51. Kelle, 52. Kelle, 53. Kelle, 54. Kelle, 55. Kelle, 56. Kelle, 57. Kelle, 58. Kelle, 59. Kelle, 60. Kelle, 61. Kelle, 62. Kelle, 63. Kelle, 64. Kelle, 65. Kelle, 66. Kelle, 67. Kelle, 68. Kelle, 69. Kelle, 70. Kelle, 71. Kelle, 72. Kelle, 73. Kelle, 74. Kelle, 75. Kelle, 76. Kelle, 77. Kelle, 78. Kelle, 79. Kelle, 80. Kelle, 81. Kelle, 82. Kelle, 83. Kelle, 84. Kelle, 85. Kelle, 86. Kelle, 87. Kelle, 88. Kelle, 89. Kelle, 90. Kelle, 91. Kelle, 92. Kelle, 93. Kelle, 94. Kelle, 95. Kelle, 96. Kelle, 97. Kelle, 98. Kelle, 99. Kelle, 100. Kelle, 101. Kelle, 102. Kelle, 103. Kelle, 104. Kelle, 105. Kelle, 106. Kelle, 107. Kelle, 108. Kelle, 109. Kelle, 110. Kelle, 111. Kelle, 112. Kelle, 113. Kelle, 114. Kelle, 115. Kelle, 116. Kelle, 117. Kelle, 118. Kelle, 119. Kelle, 120. Kelle, 121. Kelle, 122. Kelle, 123. Kelle, 124. Kelle, 125. Kelle, 126. Kelle, 127. Kelle, 128. Kelle, 129. Kelle, 130. Kelle, 131. Kelle, 132. Kelle, 133. Kelle, 134. Kelle, 135. Kelle, 136. Kelle, 137. Kelle, 138. Kelle, 139. Kelle, 140. Kelle, 141. Kelle, 142. Kelle, 143. Kelle, 144. Kelle, 145. Kelle, 146. Kelle, 147. Kelle, 148. Kelle, 149. Kelle, 150. Kelle, 151. Kelle, 152. Kelle, 153. Kelle, 154. Kelle, 155. Kelle, 156. Kelle, 157. Kelle, 158. Kelle, 159. Kelle, 160. Kelle, 161. Kelle, 162. Kelle, 163. Kelle, 164. Kelle, 165. Kelle, 166. Kelle, 167. Kelle, 168. Kelle, 169. Kelle, 170. Kelle, 171. Kelle, 172. Kelle, 173. Kelle, 174. Kelle, 175. Kelle, 176. Kelle, 177. Kelle, 178. Kelle, 179. Kelle, 180. Kelle, 181. Kelle, 182. Kelle, 183. Kelle, 184. Kelle, 185. Kelle, 186. Kelle, 187. Kelle, 188. Kelle, 189. Kelle, 190. Kelle, 191. Kelle, 192. Kelle, 193. Kelle, 194. Kelle, 195. Kelle, 196. Kelle, 197. Kelle, 198. Kelle, 199. Kelle, 200. Kelle, 201. Kelle, 202. Kelle, 203. Kelle, 204. Kelle, 205. Kelle, 206. Kelle, 207. Kelle, 208. Kelle, 209. Kelle, 210. Kelle, 211. Kelle, 212. Kelle, 213. Kelle, 214. Kelle, 215. Kelle, 216. Kelle, 217. Kelle, 218. Kelle, 219. Kelle, 220. Kelle, 221. Kelle, 222. Kelle, 223. Kelle, 224. Kelle, 225. Kelle, 226. Kelle, 227. Kelle, 228. Kelle, 229. Kelle, 230. Kelle, 231. Kelle, 232. Kelle, 233. Kelle, 234. Kelle, 235. Kelle, 236. Kelle, 237. Kelle, 238. Kelle, 239. Kelle, 240. Kelle, 241. Kelle, 242. Kelle, 243. Kelle, 244. Kelle, 245. Kelle, 246. Kelle, 247. Kelle, 248. Kelle, 249. Kelle, 250. Kelle, 251. Kelle, 252. Kelle, 253. Kelle, 254. Kelle, 255. Kelle, 256. Kelle, 257. Kelle, 258. Kelle, 259. Kelle, 260. Kelle, 261. Kelle, 262. Kelle, 263. Kelle, 264. Kelle, 265. Kelle, 266. Kelle, 267. Kelle, 268. Kelle, 269. Kelle, 270. Kelle, 271. Kelle, 272. Kelle, 273. Kelle, 274. Kelle, 275. Kelle, 276. Kelle, 277. Kelle, 278. Kelle, 279. Kelle, 280. Kelle, 281. Kelle, 282. Kelle, 283. Kelle, 284. Kelle, 285. Kelle, 286. Kelle, 287. Kelle, 288. Kelle, 289. Kelle, 290. Kelle, 291. Kelle, 292. Kelle, 293. Kelle, 294. Kelle, 295. Kelle, 296. Kelle, 297. Kelle, 298. Kelle, 299. Kelle, 300. Kelle, 301. Kelle, 302. Kelle, 303. Kelle, 304. Kelle, 305. Kelle, 306. Kelle, 307. Kelle, 308. Kelle, 309. Kelle, 310. Kelle, 311. Kelle, 312. Kelle, 313. Kelle, 314. Kelle, 315. Kelle, 316. Kelle, 317. Kelle, 318. Kelle, 319. Kelle, 320. Kelle, 321. Kelle, 322. Kelle, 323. Kelle, 324. Kelle, 325. Kelle, 326. Kelle, 327. Kelle, 328. Kelle, 329. Kelle, 330. Kelle, 331. Kelle, 332. Kelle, 333. Kelle, 334. Kelle, 335. Kelle, 336. Kelle, 337. Kelle, 338. Kelle, 339. Kelle, 340. Kelle, 341. Kelle, 342. Kelle, 343. Kelle, 344. Kelle, 345. Kelle, 346. Kelle, 347. Kelle, 348. Kelle, 349. Kelle, 350. Kelle, 351. Kelle, 352. Kelle, 353. Kelle, 354. Kelle, 355. Kelle, 356. Kelle, 357. Kelle, 358. Kelle, 359. Kelle, 360. Kelle, 361. Kelle, 362. Kelle, 363. Kelle, 364. Kelle, 365. Kelle, 366. Kelle, 367. Kelle, 368. Kelle, 369. Kelle, 370. Kelle, 371. Kelle, 372. Kelle, 373. Kelle, 374. Kelle, 375. Kelle, 376. Kelle, 377. Kelle, 378. Kelle, 379. Kelle, 380. Kelle, 381. Kelle, 382. Kelle, 383. Kelle, 384. Kelle, 385. Kelle, 386. Kelle, 387. Kelle, 388. Kelle, 389. Kelle, 390. Kelle, 391. Kelle, 392. Kelle, 393. Kelle, 394. Kelle, 395. Kelle, 396. Kelle, 397. Kelle, 398. Kelle, 399. Kelle, 400. Kelle, 401. Kelle, 402. Kelle, 403. Kelle, 404. Kelle, 405. Kelle, 406. Kelle, 407. Kelle, 408. Kelle, 409. Kelle, 410. Kelle, 411. Kelle, 412. Kelle, 413. Kelle, 414. Kelle, 415. Kelle, 416. Kelle, 417. Kelle, 418. Kelle, 419. Kelle, 420. Kelle, 421. Kelle, 422. Kelle, 423. Kelle, 424. Kelle, 425. Kelle, 426. Kelle, 427. Kelle, 428. Kelle, 429. Kelle, 430. Kelle, 431. Kelle, 432. Kelle, 433. Kelle, 434. Kelle, 435. Kelle, 436. Kelle, 437. Kelle, 438. Kelle, 439. Kelle, 440. Kelle, 441. Kelle, 442. Kelle, 443. Kelle, 444. Kelle, 445. Kelle, 446. Kelle, 447. Kelle, 448. Kelle, 449. Kelle, 450. Kelle, 451. Kelle, 452. Kelle, 453. Kelle, 454. Kelle, 455. Kelle, 456. Kelle, 457. Kelle, 458. Kelle, 459. Kelle, 460. Kelle, 461. Kelle, 462. Kelle, 463. Kelle, 464. Kelle, 465. Kelle, 466. Kelle, 467. Kelle, 468. Kelle, 469. Kelle, 470. Kelle, 471. Kelle, 472. Kelle, 473. Kelle, 474. Kelle, 475. Kelle, 476. Kelle, 477. Kelle, 478. Kelle, 479. Kelle, 480. Kelle, 481. Kelle, 482. Kelle, 483. Kelle, 484. Kelle, 485. Kelle, 486. Kelle, 487. Kelle, 488. Kelle, 489. Kelle, 490. Kelle, 491. Kelle, 492. Kelle, 493. Kelle, 494. Kelle, 495. Kelle, 496. Kelle, 497. Kelle, 498. Kelle, 499. Kelle, 500. Kelle, 501. Kelle, 502. Kelle, 503. Kelle, 504. Kelle, 505. Kelle, 506. Kelle, 507. Kelle, 508. Kelle, 509. Kelle, 510. Kelle, 511. Kelle, 512. Kelle, 513. Kelle, 514. Kelle, 515. Kelle, 516. Kelle, 517. Kelle, 518. Kelle, 519. Kelle, 520. Kelle, 521. Kelle, 522. Kelle, 523. Kelle, 524. Kelle, 525. Kelle, 526. Kelle, 527. Kelle, 528. Kelle, 529. Kelle, 530. Kelle, 531. Kelle, 532. Kelle, 533. Kelle, 534. Kelle, 535. Kelle, 536. Kelle, 537. Kelle, 538. Kelle, 539. Kelle, 540. Kelle, 541. Kelle, 542. Kelle, 543. Kelle, 544. Kelle, 545. Kelle, 546. Kelle, 547. Kelle, 548. Kelle, 549. Kelle, 550. Kelle, 551. Kelle, 552. Kelle, 553. Kelle, 554. Kelle, 555. Kelle, 556. Kelle, 557. Kelle, 558. Kelle, 559. Kelle, 560. Kelle, 561. Kelle, 562. Kelle, 563. Kelle, 564. Kelle, 565. Kelle, 566. Kelle, 567. Kelle, 568. Kelle, 569. Kelle, 570. Kelle, 571. Kelle, 572. Kelle, 573. Kelle, 574. Kelle, 575. Kelle, 576. Kelle, 577. Kelle, 578. Kelle, 579. Kelle, 580. Kelle, 581. Kelle, 582. Kelle, 583. Kelle, 584. Kelle, 585. Kelle, 586. Kelle, 587. Kelle, 588. Kelle, 589. Kelle, 590. Kelle, 591. Kelle, 592. Kelle, 593. Kelle, 594. Kelle, 595. Kelle, 596. Kelle, 597. Kelle, 598. Kelle, 599. Kelle, 600. Kelle, 601. Kelle, 602. Kelle, 603. Kelle, 604. Kelle, 605. Kelle, 606. Kelle, 607. Kelle, 608. Kelle, 609. Kelle, 610. Kelle, 611. Kelle, 612. Kelle, 613. Kelle, 614. Kelle, 615. Kelle, 616. Kelle, 617. Kelle, 618. Kelle, 619. Kelle, 620. Kelle, 621. Kelle, 622. Kelle, 623. Kelle, 624. Kelle, 625. Kelle, 626. Kelle, 627. Kelle, 628. Kelle, 629. Kelle, 630. Kelle, 631. Kelle, 632. Kelle, 633. Kelle, 634. Kelle, 635. Kelle, 636. Kelle, 637. Kelle, 638. Kelle, 639. Kelle, 640. Kelle, 641. Kelle, 642. Kelle, 643. Kelle, 644. Kelle, 645. Kelle, 646. Kelle, 647. Kelle, 648. Kelle, 649. Kelle, 650. Kelle, 651. Kelle, 652. Kelle, 653. Kelle, 654. Kelle, 655. Kelle, 656. Kelle, 657. Kelle, 658. Kelle, 659. Kelle, 660. Kelle, 661. Kelle, 662. Kelle, 663. Kelle, 664. Kelle, 665. Kelle, 666. Kelle, 667. Kelle, 668. Kelle, 669. Kelle, 670. Kelle, 671. Kelle, 672. Kelle, 673. Kelle, 674. Kelle, 675. Kelle, 676. Kelle, 677. Kelle, 678. Kelle, 679. Kelle, 680. Kelle, 681. Kelle, 682. Kelle, 683. Kelle, 684. Kelle, 685. Kelle, 686. Kelle, 687. Kelle, 688. Kelle, 689. Kelle, 690. Kelle, 691. Kelle, 692. Kelle, 693. Kelle, 694. Kelle, 695. Kelle, 696. Kelle, 697. Kelle, 698. Kelle, 699. Kelle, 700. Kelle, 701. Kelle, 702. Kelle, 703. Kelle, 704. Kelle, 705. Kelle, 706. Kelle, 707. Kelle, 708. Kelle, 709. Kelle, 710. Kelle, 711. Kelle, 712. Kelle, 713. Kelle, 714. Kelle, 715. Kelle, 716. Kelle, 717. Kelle, 718. Kelle, 719. Kelle, 720. Kelle, 721. Kelle, 722. Kelle, 723. Kelle, 724. Kelle, 725. Kelle, 726. Kelle, 727. Kelle, 728. Kelle, 729. Kelle, 730. Kelle, 731. Kelle, 732. Kelle, 733. Kelle, 734. Kelle, 735. Kelle, 736. Kelle, 737. Kelle, 738. Kelle, 739. Kelle, 740. Kelle, 741. Kelle, 742. Kelle, 743. Kelle, 744. Kelle, 745. Kelle, 746. Kelle, 747. Kelle, 748. Kelle, 749. Kelle, 750. Kelle, 751. Kelle, 752. Kelle, 753. Kelle, 754. Kelle, 755. Kelle, 756. Kelle, 757. Kelle, 758. Kelle, 759. Kelle, 760. Kelle, 761. Kelle, 762. Kelle, 763. Kelle, 764. Kelle, 765. Kelle, 766. Kelle, 767. Kelle, 768. Kelle, 769. Kelle, 770. Kelle, 771. Kelle, 772. Kelle, 773. Kelle, 774. Kelle, 775. Kelle, 776. Kelle, 777. Kelle, 778. Kelle, 779. Kelle, 780. Kelle, 781. Kelle, 782. Kelle, 783. Kelle, 784. Kelle, 785. Kelle, 786. Kelle, 787. Kelle, 788. Kelle, 789. Kelle, 790. Kelle, 791. Kelle, 792. Kelle, 793. Kelle, 794. Kelle, 795. Kelle, 796. Kelle, 797. Kelle, 798. Kelle, 799. Kelle, 800. Kelle, 801. Kelle, 802. Kelle, 803. Kelle, 804. Kelle, 805. Kelle, 806. Kelle, 807. Kelle, 808. Kelle, 809. Kelle, 810. Kelle, 811. Kelle, 812. Kelle, 813. Kelle, 814. Kelle, 815. Kelle, 816. Kelle, 817. Kelle, 818. Kelle, 819. Kelle, 820. Kelle, 821. Kelle, 822. Kelle, 823. Kelle, 824. Kelle, 825. Kelle, 826. Kelle, 827. Kelle, 828. Kelle, 829. Kelle, 830. Kelle, 831. Kelle, 832. Kelle, 833. Kelle, 834. Kelle, 835. Kelle, 836. Kelle, 837. Kelle, 838. Kelle, 839. Kelle, 840. Kelle, 841. Kelle, 842. Kelle, 843. Kelle, 844. Kelle, 845. Kelle, 846. Kelle, 847. Kelle, 848. Kelle, 849. Kelle, 850. Kelle, 851. Kelle, 852. Kelle, 853. Kelle, 854. Kelle, 855. Kelle, 856. Kelle, 857. Kelle, 858. Kelle, 859. Kelle, 860. Kelle, 861. Kelle, 862. Kelle, 863. Kelle, 864. Kelle, 865. Kelle, 866. Kelle, 867. Kelle, 868. Kelle, 869. Kelle, 870. Kelle, 871. Kelle, 872. Kelle, 873. Kelle, 874. Kelle, 875. Kelle, 876. Kelle, 877. Kelle, 878. Kelle, 879. Kelle, 880. Kelle, 881. Kelle, 882. Kelle, 883. Kelle, 884. Kelle, 885. Kelle, 886. Kelle, 887. Kelle, 888. Kelle, 889. Kelle, 890. Kelle, 891. Kelle, 892. Kelle, 893. Kelle, 894. Kelle, 895. Kelle, 896. Kelle, 897. Kelle, 898. Kelle, 899. Kelle, 900. Kelle, 901. Kelle, 902. Kelle, 903. Kelle, 904. Kelle, 905. Kelle, 906. Kelle, 907. Kelle, 908. Kelle, 909. Kelle, 910. Kelle, 911. Kelle, 912. Kelle, 913. Kelle, 914. Kelle, 915. Kelle, 916. Kelle, 917. Kelle, 918. Kelle, 919. Kelle, 920. Kelle, 921. Kelle, 922. Kelle, 923. Kelle, 924. Kelle, 925. Kelle, 926. Kelle, 927. Kelle, 928. Kelle, 929. Kelle, 930. Kelle, 931. Kelle, 932. Kelle, 933. Kelle, 934. Kelle, 935. Kelle, 936. Kelle, 937. Kelle, 938. Kelle, 939. Kelle, 940. Kelle, 941. Kelle, 942. Kelle, 943. Kelle, 944. Kelle, 945. Kelle, 946. Kelle, 947. Kelle, 948. Kelle, 949. Kelle, 950. Kelle, 951. Kelle, 952. Kelle, 953. Kelle, 954. Kelle, 955. Kelle, 956. Kelle, 957. Kelle, 958. Kelle, 959. Kelle, 960. Kelle, 961. Kelle, 962. Kelle, 963. Kelle, 964. Kelle, 965. Kelle, 966. Kelle, 967. Kelle, 968. Kelle, 969. Kelle, 970. Kelle, 971. Kelle, 972. Kelle, 973. Kelle, 974. Kelle, 975. Kelle, 976. Kelle, 977. Kelle, 978. Kelle, 979. Kelle, 980. Kelle, 981. Kelle, 982. Kelle, 983. Kelle, 984. Kelle, 985. Kelle, 986. Kelle, 987. Kelle, 988. Kelle, 989. Kelle, 990. Kelle, 991. Kelle, 992. Kelle, 993. Kelle, 994. Kelle, 995. Kelle, 996. Kelle, 997. Kelle, 998. Kelle, 999. Kelle, 1000. Kelle, 1001. Kelle, 1002. Kelle, 1003. Kelle, 1004. Kelle, 1005. Kelle, 1006. Kelle, 1007. Kelle, 1008. Kelle, 1009. Kelle, 1010. Kelle, 1011. Kelle, 1012. Kelle, 1013. Kelle, 1014. Kelle, 1015. Kelle, 1016. Kelle, 1017. Kelle, 1018. Kelle, 1019. Kelle, 1020. Kelle, 1021. Kelle, 1022. Kelle, 1023. Kelle, 1024. Kelle, 1025. Kelle, 1026. Kelle, 1027. Kelle, 1028. Kelle, 1029. Kelle, 1030. Kelle, 1031. Kelle, 1032. Kelle, 1033. Kelle, 1034. Kelle, 1035. Kelle, 1036. Kelle, 1037. Kelle, 1038. Kelle, 1039. Kelle, 1040. Kelle, 1041. Kelle, 1042. Kelle, 1043. Kelle, 1044. Kelle, 1045. Kelle, 1046. Kelle, 1047. Kelle, 1048. Kelle, 1049. Kelle, 1050. Kelle, 1051. Kelle, 1052. Kelle, 1053. Kelle, 1054. Kelle, 1055. Kelle, 1056. Kelle, 1057. Kelle, 1058. Kelle, 1059. Kelle, 1060. Kelle, 1061. Kelle, 1062. Kelle, 1063. Kelle, 1064. Kelle, 1065. Kelle, 1066. Kelle, 1067. Kelle, 1068. Kelle, 1069. Kelle, 1070. Kelle, 1071. Kelle, 1072. Kelle, 1073. Kelle, 1074. Kelle, 1075. Kelle, 1076. Kelle, 1077. Kelle, 1078. Kelle, 1079. Kelle, 1080. Kelle, 1081. Kelle, 1082. Kelle, 1083. Kelle, 1084. Kelle, 1085. Kelle, 1086. Kelle, 1087. Kelle, 1088. Kelle, 1089. Kelle, 1090. Kelle, 1091. Kelle, 1092. Kelle, 1093. Kelle, 1094. Kelle, 1095. Kelle, 1096. Kelle, 1097. Kelle, 1098. Kelle, 1099. Kelle, 1100. Kelle, 1101. Kelle, 1102. Kelle, 1103. Kelle, 1104. Kelle, 1105. Kelle, 1106. Kelle, 1107. Kelle, 1108. Kelle, 1109. Kelle, 1110. Kelle, 1111. Kelle, 1112. Kelle, 1113. Kelle, 1114. Kelle, 1115. Kelle, 1116. Kelle, 1117. Kelle, 1118. Kelle, 1119. Kelle, 1120. Kelle, 1121. Kelle, 1122. Kelle, 1123. Kelle, 1124. Kelle, 1125. Kelle, 1126. Kelle, 1127. Kelle, 1128. Kelle, 1129. Kelle, 1130. Kelle, 1131. Kelle, 1132. Kelle, 1133. Kelle, 1134. Kelle, 1135. Kelle, 1136. Kelle, 1137. Kelle, 1138. Kelle, 1139. Kelle, 1140. Kelle, 1141. Kelle, 1142. Kelle, 1143. Kelle, 1144. Kelle, 1145. Kelle, 1146. Kelle, 1147. Kelle, 1148. Kelle, 1149. Kelle, 1150. Kelle, 1151. Kelle, 1152. Kelle, 1153. Kelle, 1154. Kelle, 1155. Kelle, 1156. Kelle, 1157. Kelle, 1158. Kelle, 1159. Kelle, 1160. Kelle, 1161. Kelle, 1162. Kelle, 1163. Kelle, 1164. Kelle, 1165. Kelle, 1166. Kelle, 1167. Kelle, 1168. Kelle, 1169. Kelle, 1170. Kelle, 1171. Kelle, 1172. Kelle, 1173. Kelle, 1174. Kelle, 1175. Kelle, 1176. Kelle, 1177. Kelle, 1178. Kelle, 1179. Kelle, 1180. Kelle, 1181. Kelle, 1182. Kelle, 1183. Kelle, 1184. Kelle, 1185. Kelle, 1186. Kelle, 1187. Kelle, 1188. Kelle, 1189. Kelle, 1190. Kelle, 1191. Kelle, 1192. Kelle, 1193. Kelle, 1194. Kelle, 1195. Kelle, 1196. Kelle, 1197. Kelle, 1198. Kelle, 1199. Kelle, 1200. Kelle, 1201. Kelle, 1202. Kelle, 1203. Kelle, 1204. Kelle, 1205. Kelle, 1206. Kelle, 1207. Kelle, 1208. Kelle, 1209. Kelle, 1210. Kelle, 1211. Kelle, 1212. Kelle, 1213. Kelle, 1214. Kelle, 1215. Kelle, 1216. Kelle, 1217. Kelle, 1218. Kelle, 1219. Kelle, 1220. Kelle, 1221. Kelle, 1222. Kelle, 1223. Kelle, 1224. Kelle, 1225. Kelle, 1226. Kelle, 1227. Kelle, 1228. Kelle, 1229. Kelle, 1230. Kelle, 1231. Kelle, 1232. Kelle, 1233. Kelle, 1234. Kelle, 1235. Kelle, 1236. Kelle, 1237. Kelle, 1238. Kelle, 1239. Kelle, 1240. Kelle, 1241. Kelle, 1242. Kelle, 1243. Kelle, 1244. Kelle, 1245. Kelle, 1246. Kelle, 1247. Kelle, 1248. Kelle, 1249. Kelle, 1250. Kelle, 1251. Kelle, 1252. Kelle, 1253. Kelle, 1254. Kelle, 1255. Kelle, 1256. Kelle, 1257. Kelle, 1258. Kelle, 1259. Kelle, 1260. Kelle, 1261. Kelle, 1262. Kelle, 1263. Kelle, 1264. Kelle, 1265. Kelle, 1266. Kelle, 1267. Kelle, 1268. Kelle, 1269. Kelle, 1270. Kelle, 1271. Kelle, 1272. Kelle, 1273. Kelle, 1274. Kelle, 1275. Kelle, 1276. Kelle, 1277. Kelle, 1278. Kelle, 1279. Kelle, 1280. Kelle, 1281. Kelle, 1282. Kelle, 1283. Kelle, 1284. Kelle, 1285. Kelle, 1286. Kelle, 1287. Kelle, 1288. Kelle, 1289. Kelle, 1290. Kelle, 1291. Kelle, 1292. Kelle, 1293. Kelle, 1294. Kelle, 1295. Kelle, 1296. Kelle, 1297. Kelle, 1298. Kelle, 1299. Kelle, 1300. Kelle, 1301. Kelle, 1302. Kelle, 1303. Kelle, 1304. Kelle, 1305. Kelle, 1306. Kelle, 1307. Kelle, 1308. Kelle, 1309. Kelle, 131